Bibliothek
auserlesener
Romane und Erzählungen
Deutschlands.

Achter Theil.

Enthaltend: Die Familie von Halden. Zweiten Theils letzte Abtheilung.

München, Paßau und Regensburg
bei J. M. Daisenberger.
1828.

Die
Familie von Halden.

Von August von Lafontaine.

II. Theils letzte Abtheilung.

In der ersten Minute konnten Beide nicht sprechen. Louise warf einige Blicke auf den Major, und es stieg eine sanfte Thräne in ihr Auge.

„Wo Thränen sind," sagte der Major, „da ist auch Mitleiden." Er setzte sich nun zu ihr, faßte ihre Hand, und sah ihr betrübt ins Gesicht. Sie schlug, wie eine Verbrecherin, das Auge zu Boden. „Liebe Tochter," sagte er zärtlich: „ich will Ihnen gar nichts zu leide thun. Ach, wenn ich Ihnen nur so in ein Paar Worten sagen könnte, was ich eigentlich gern möchte! Ja, für den armen Jungen wollt' ich bitten, der jezt in der Welt umherirrt; für meinen armen Hennig. Ich höre, Sie haben Sich verlobt, liebe Tochter. Untreu sind Sie nicht, das weis ich, das seh' ich. Aber, liebes Kind, es kann ein Unglück daraus entstehen, wenn Hennig einmal wiederkommt und Sie als die Frau seines Bruders findet; denn er hat Sie gar zu lieb."

Louise fand in dem herzlichen Tone des alten Mannes etwas so Ueberredendes, daß ihr sehr bange wurde. Sie rück-

te ängstlich auf dem Stuhle hin und her. Bald hob sie das thränenvolle Auge auf den Major, bald schlug sie es wieder zu Boden. „Ach, er liebt mich nicht!" seufzte sie endlich. — „Wenn das wäre, liebes Töchterchen, so hätten Sie recht, und ich würde nicht ein Wort mehr um ihn verlieren. Sehen Sie, dann ließe ich mir meinen Sarg bestellen, und, wahrhaftig! mein letztes Wort sollte seyn: Gott segne die gute Louise; denn sie ist unschuldig! Aber woher wissen sie das, liebes Kind? woher wissen Sie das?"

Louise erzählte nun, und setzte freilich bald hier, bald dort einen kleinen Umstand zu, den ihre Fantasie erfunden hatte, und der nun Hennigs Untreue ganz augenscheinlich beweisen mußte. Zuletzt sagte sie: „er hat ja seine Julie noch bis auf diesen Tag bei sich! Das ist zuverläßig." — Während der Erzählung erwachte ihr Haß aufs neue, so daß sie am Ende den armen Hennig einen Treulosen, einen Falschen, einen Betrüger nannte.

„Sie haßen ihn also?" fragte der Major sehr betrübt, und stand auf. — „Ja! antwortete Louise. Ich habe nie einen Menschen gehaßt; aber ihn haße ich, ihn, diesen treulosen, falschen Menschen!"

Der Major hatte jezt gar keinen Muth mehr, seinen geliebten Hennig zu vertheidigen; denn die Erzählung der Gräfin traf zu genau mit dem zusammen, was er durch Hennigs

Bedienten wußte. Er legte die Hand an die Stirn, schüttelte den Kopf, und sagte sanft: „ich bitte Sie, liebe Gräfin, schelten sie ihn nicht mehr! Freilich haben Sie Recht; aber es geht mir altem Manne durchs Herz. Wenn ich's nur begreifen könnte! Nehmen Sie es nicht übel, daß ich zu Ihnen gekommen bin. Das alles hab' ich nicht zur Hälfte gewußt."

„Lieber Gott! nun geh' ich mit schwererem Herzen, als ich kam! Ich dachte, bei der guten Louise wird dir das Herz leichter werden. Nun, adieu, liebes, edles Kind! recht von Herzen adieu. Gott laße es Ihnen besser gehen, als mir!" — Er ging einen Schritt. Auf einmal wendete er sich wieder um, faßte Louisens Hände, und sagte mit brechender Stimme: „Louise, wenn er aber doch unschuldig wäre! wenn man ihn verläumdet hätte! Ach, ich wollte darauf schwören. Der Junge war so brav und gut. Wenn er nun doch unschuldig wäre, liebe Tochter!" Die Frage erschütterte Louisen; alle ihre Gedanken, alle ihre Empfindungen wiederholten ihr: wenn er nun doch unschuldig wäre! Ihr Herz brannte in heißer Glut; aber ihre Lippen sagten kalt: „das ist er, leider, nicht!"

Der Major ging nun betrübt an die Thür. Louise folgte ihm ängstlich, und machte Bewegungen, als wollte sie ihn halten. Sie schien sagen zu wollen: o, bleiben Sie! beweisen Sie mir, daß er unschuldig ist! Aber nur einige Seufzer kamen über ihre Lippen.

Als der Major die Thür hinter sich zugemacht hatte, kniete Louise nieder, verbarg ihr Gesicht in den Sofa, umfaßte mit beiden Armen einen Polster, und sagte schluchzend: „nun bin ich verloren! sie verlaßen mich Alle! Alle!"

Das arme Mädchen konnte auf nichts mehr mit Hoffnung blicken. Es war ihr, als stände sie in der Mitte eines fürchterlichen Abgrundes auf einem kleinen Hügel, der unter ihr schwankte, und von dem in jedem Augenblicke ein Theil einstürzte. Sie war schon in einer dumpfen, starren Apathie gewesen; doch jezt, nach dem Besuche des Majors, empfand sie ihr Elend aufs neue, bis sie endlich vom Weinen müde, vom Nachdenken erschöpft, vom Träumen ermattet, gefühllos sich wieder in ihr Schicksal ergab.

Der Major kam ohne Trost nach Hause. Als er sich erholt hatte, examinirte er Hennigs Bedienten noch einmal. Er fand, daß Louisens Erzählung immer mehr Wahrscheinlichkeit erhielt; und eben das gab ihm wieder Muth. „Nein, Hennig," sagte er zu dem Alten, und schlug sich heftig vor die Brust: „richtig ist das nicht, du magst auch sagen, was du willst! Ganze Nächte ist das Mädchen bei ihm auf der Stube gewesen. Kannst du es also der Gräfin verdenken, daß sie nicht will? Und nun — je, so soll ihn doch . . .! — nun schleppt er sich gar mit dem Mädchen in der Welt herum! Wenn er Recht hatte, so konnte er ja den Mund aufthun:

aber da geht er heimlich weg. — Sag mir nur nichts mehr, gar nichts! Ich wollte, die arme Gräfin hätte ihn rein vergeßen; das wollte ich. Er ist ein . . . Ach Gott! ich habe ihn doch lieb, und würde ihn mit Freudenthränen aufnehmen, wenn er wiederkäme. Aber siehst du, nicht den kleinen Finger verdient er von der Gräfin; und mich ärgert weiter nichts, als daß sie sich dem schlechten Menschen, dem Karl, versprochen hat. Wär' er ein ehrlicher Mann, so wollt' ich sagen: Sie haben wohl gethan, Gräfin Louise! Denn, Alter, wir können nicht verlangen, daß die Gräfin sich die weißen Engelshände in dem Wasser waschen soll, das die Jungfer oder Mamsel Julie Silbermann schon schmutzig gemacht hat. Ich traue der Jungfer nicht. Doch, wenn er nur wiederkäme! Es war ein Jugendfehler, wollte ich denken. Aber die gute kleine Gräfin verdient es nicht. Alter! dabei bleib ich."

Der Alte brummte zwar; allein er konnte doch dagegen weiter nichts aufbringen, als seine Liebe zu dem unglücklichen Jüngling. Man vermied nun einige Zeit alle Gespräche über Hennig. Aber endlich bekam der Major einen Brief von ihm, den er sogleich seiner Frau und dem Alten vorlas. In diesem Briefe stand freilich kein Wort von Julien, doch mit sehr deutlichen Worten: ich habe mein Geschick verdient. „Siehst du nun Alter?" sagte der Major; „der thut Buße. Da steht mit klaren Worten, daß er schuldig ist."

„Nun,“ sagte Hennig mit Eifer, „mehr als Buße verlangt selbst der liebe Gott nicht; und die Gräfin kann wohl auch damit zufrieden seyn. Wo steht da ein Wort vom Herumschleppen mit der Jungfer? Gott Lob, daß die kleine Gräfin sich noch nicht hat trauen lassen! Denn nun . . .? —“ Er sah den Major bittend an. — „Was nun?“ fragte dieser. „Das ist nichts! Die Gräfin würde sagen: ich will keinen Mann, der Buße thun muß; und sie hätte Recht.“

„Herr Oberstwachtmeister, sie hätte nicht Recht! Will sie doch einen Mann nehmen, der nicht einmal brav genug wäre, das zu schreiben, was Hennig da geschrieben hat. Ich sage, Herr Major, wir müßen der Gräfin den Brief geben. — Wenn Hennig einmal zurückkommt, so muß sie ihn hier in Sollingen empfangen. Was hat er denn Böses gethan? Einmal ist keinmal!“

„Alter, er hat sein Wort gebrochen: das wäre nichts Böses? Er ist Louisen ungetreu gewesen: das wäre nichts Böses? Da, nimm den Brief! Ich habe nichts damit zu schaffen. Thu, was du verantworten kannst.“

Hennig ging mit dem Briefe sogleich nach Ransleben, stellte ihn der Jungfer zu, und bath recht dringend, daß sie ihn der Gräfin geben möchte.

Louise hatte den Kopf in die Hand gestützt und die Augen fest verschloßen, als Suschen herein trat, und den Brief

aufgeschlagen vor ihr hin legte. So wie sie aus ihrer Träumerei erwachte und einen Blick auf das Papier warf, erkannte sie Hennigs Hand. Sie las mit Thränen und in mehreren Absätzen den Brief, der auch für sie geschriebeu war.

„Mit Zittern, mein geliebter Vater, nehme ich zum ersten Mal wieder die Feder, Ihnen zu sagen, daß ich noch bin. Sie sollten nie wieder ein Wort von Ihrem unglücklichen Neffen hören: aber ich kann nicht länger; meine Seele muß sich noch einmal in die geliebte Gegend verlieren, wo Sollingen, wo Ransleben liegt. Hier wohne ich auf einer ungeheuern Ebne, über welche die Nacht ihre Ruhe verbreitet. Mein Herz ist der einzige Punkt, wo es tobt, wo die Stimme der Angst, des Schmerzes und der Verzweiflung sich erhebt. Die Natur malt mir ein Bild jener glücklichen Stunden, in denen ich unter den Zweigen der Silberpappeln auf einem leichten Nachen, entzückt von dem Schlage der Nachtigallen, von dem Geflister der Wellen im Rohre, der seligste Mensch war; jener Stunden, in denen der Himmel, seine Entzückungen über mich ausgoß, der Himmel, um dessen Besitz meine Schuld mich brachte."

„Ach, ich darf nicht daran denken, wenn ich vollenden soll! Eine drückende Last liegt auf meinem Herzen, und ich kann nur ängstlich athmen. — Oft starre ich in die Gegend hin, wo ich so glücklich war, und gebe den Wolken, die sich

ihr nähern, meine Seufzer mit. Die von dorther kommenden empfange ich mit zagendem Schmerze; sie bringen mir ja nur Vorwürfe mit! Und doch möchte ich meinen Schmerz in diesen Wolken abkühlen; denn sie haben über der geliebten Gegend geschwebt, die mir auf ewig verschloßen ist. Ach daß ich nicht sagen darf, was einst ein schuldloses, großes Herz sagte: ich möchte mich an den Saum der Wolken hängen, und so mit ihnen . . . — Nein, nein! in den tiefsten Abgrund möchte ich mit ihnen stürzen, in die finstere Ewigkeit, wo es mir vielleicht zum ersten Male wieder erlaubt seyn wird, zu sagen: habe Mitleiden mit meinem Herzen: es war schwach, aber nicht böse."

„Dahin zieht sich die furchtbare Ebene, überall dem leuchtenden Himmel entgegen, der mit seinen tausend funkelnden Strahlen der Hoffnung sie schimmernd bedeckt. Ueber mir hängt ein anderer Himmel voll Trauerwolken, die auf das freudenlose Herz herunter weinen. — Nicht Ein Stern leuchtet an meinem trüben Himmel, nur ein zerstörender Blitz fährt schmetternd heraus, und trifft mein zerrissenes Herz."

„O, wenn ich Staub bin, dann sagen Sie dem edlen Mädchen, das mein Mund nicht mehr zu nennen wagt, weil ich es verloren habe; dann sagen Sie — Nein, sie soll es nicht ahnen, daß ein sterbendes Auge in einer weiten Ferne sich nur mit ihrem Bilde schließt."

„Ich bin unglücklich; aber ich habe mein Geschick verdient. Ach, waren das die Hoffnungen, die ich, die Sie, mein Vater hatten? Von allem ist mir nur ein Ring und ein Brief übrig geblieben. Ich lese den Brief tausendmal; er sagt mir, was ich verloren habe. Und der Ring? o, er vermählte mich dem Himmel, und jezt knüpft er mich an das Elend."

„Mein Vater, wenn ich einst wiederkäme, und Ihr bedauerndes Auge mir sagen müßte: du bist verloren! — o, dann nennen Sie mir den Namen nicht, und erlauben Sie mir schonend, daß ich an Ihrem Herzen weinen darf. Lassen Sie mich hoffen und fürchten, bis die lezte Entscheidung mir das Herz zerbricht. Ich küße Sie, meine gute Tante, und meinen alten braven Hennig. Ich segne Sie Alle. Louise — ach, da steht ihr Name doch! — „Louise sei glücklich!"

„Hennig von Halden."

Louise zerfloß in Thränen. Sie sprang auf, lief mit dem Briefe ans Fenster, öffnete es, und flisterte den Wolken zu: „ich liebe ihn! ach Gott! ich liebe ihn! Ich bin so unglücklich, und doch so fröhlich!" In Ihrem Taumel vergaß sie seine Schuld, klagte nur sich selbst an, verwünschte Karln, und machte sich die bittersten Vorwürfe. Sie drückte Hennigs Brief an ihren Busen, an ihren Mund. Alles war

vergessen, kein Funken von Eifersucht mehr in ihrem Herzen, und er wieder ihr einziger Geliebter. Sie hatte ihn beleidigt und gekränkt; sie war die Ungetreue.

Jezt flog sie von Entschluß zu Entschluß. Karl sollte ein förmliches Nein bekommen, obgleich die feierliche Verlobung schon gewesen war. Hätte sie ihn und ihren Vater noch diesen Abend sprechen können, so wäre Alles vorbei gewesen. Aber die Nacht kam; die Begeisterung verminderte sich, und die kältere Ueberlegung trat an ihre Stelle. Nun fand Louise mit Schmerz tausend Bedenklichkeiten. Welche Gründe konnte sie für ihre Veränderlichkeit angeben! Den Brief? ach, sie las ihn mit immer neuem Entzücken; doch ihr Vater hätte nur Hennigs Geständniß seiner Schuld darin gefunden.

Sie selbst wollte nicht brechen, aber Karln zwingen, sein Wort zurückzunehmen. Jezt war sie, als er zum ersten Male wiederkam, nicht mehr kalt, wie vorher, sondern auffahrend, stolz, empfindlich; aber er ertrug ihre böse Laune, war demüthig, gehorsam, ehrerbietig, geduldig, und fand sie auch so noch immer liebenswürdig. Sie weinte vor Verdruß; denn sie sah nun wohl, daß sie auch auf diese Art nicht los kommen würde. Jezt bestimmte ihr Vater, auf Karls und seiner Mutter dringendes Bitten, den Hochzeittag. Die furchtsame Louise schwieg noch immer und nur ihr schnelles Erblassen zeigte, was in ihrer Seele vorging. Sie fühlte, daß sie dem Abgrunde immer näher kam, und entschloß sich jeden Abend,

wenn sie Hennigs Brief gelesen hatte, am nächsten Morgen den Handel mit Gewalt zu endigen, was auch daraus entstehen möchte. So schlief sie immer ruhig, und in ihren Gedanken schon gerettet, ein; aber am Morgen trat ihr sogleich wieder die Scham in den Weg. „Was wird man sagen? Man muß mich für eine Närrin halten! Hab' ich ihm nicht mein Wort freiwillig gegeben? Ach, ich bin unglücklich, und nichts kann mich noch retten!" So verging eine Woche nach der andern, und der fürchterliche Tag ihrer Verbindung kam immer näher. Wahrscheinlich würde sie, trotz ihrem Haße gegen Karln, dennoch seine Gattin geworden seyn, wenn nicht Emilie es noch glücklich verhindert hätte.

Emilie lebte ruhig auf Selenbergs Gute. An die Flucht war nicht zu denken, da sie all zu genau bewacht wurde. Auch wollte sie nicht einmal entfliehen, um ihrer Mutter zu zeigen, daß sie nicht zu zwingen sei, und um Seibolden zu beweisen, was sie für ihn thun könnte. Es war ihr nur unbegreiflich, warum Selenberg sich gar nicht sehen ließ. Sein Verhältniß zu Julien wurde ihr in Kurzem bekannt. Sie fühlte Mitleiden mit diesem schönen Mädchen, und nahm daher dessen freundschaftliches Andrängen gütig auf. Ehemals würde sie das nicht gekonnt haben; doch das Leben in der Hauptstadt und am Hofe, wo sie so manche Opfer der Wollust kennen lernte, hatte sie mitleidiger mit den armen Ver=

führten gemacht, obgleich ihren Abscheu vor der Wollust vergrößert.

Julie gab sich, um Emiliens Gunst zu gewinnen, die Miene der Unschuld, und, als sie merkte, daß sie schon erkannt war, die Miene der Reue über ihre Schwächen. Emilie hatte sie lieber um sich, als jeden Andern im Hause; sie fand Gefallen an Juliens Unterhaltung, und erzählte ihr sogar alle ihre Begebenheiten. Dabei verschwieg sie ihren heftigen Abscheu vor Selenbergen nicht, und setzte dann lächelnd hinzu: „ich weis wohl, Julie, daß ich Ihnen das nicht sagen sollte!" Kurz, es entstand zwischen beiden Mädchen eine Art von Vertraulichkeit, auf die Julie anfing einen hohen Werth zu legen.

Julie haßte die Tugend und die Unschuld nicht, wohl aber die unschuldigen, tugendhaften Mädchen: nicht wegen ihrer Unschuld, sondern weil sie, mit Stolz auf ihre Tugend, jedes gefallene Mädchen verachten. Sie glaubte, daß vielleicht nicht Eine von diesen Tugendhaften unschuldig bleiben würde, wenn sie in die Verhältniße käme, die ihr selbst ihre Tugend gekostet hatten. Daher hielt sie die Unschuld, die Keuschheit eines Mädchens nur für ein Glück, nicht für Verdienst, und vergalt die Verachtung, die man ihr zeigte, mit Haß. Hier fand sie nun zum ersten Male eine Unschuldige, von der sie nicht verachtet wurde, die ihren Talenten Gerech-

tigkeit widerfahren ließ, und so gar ihre Gesellschaft liebte. Das erhob Julien und ihr Herz. Ohne etwas dabei zu denken, gab sie sich Mühe, Emiliens Achtung zu verdienen. Dies Bestreben wurde Emilien sichtbar; und so war ein Band der Dankbarkeit und des Vertrauens zwischen den beiden Mädchen geknüpft, das unmerklich immer fester wurde.

Emilie bekam bald eine Art von Achtung für die Unglückliche; und wie kann man einen Menschen, den man achtet mit Schande beladen sehen, ohne ihn davon befreien zu wollen! So wie sie nur den Entschluß, Julien zu retten, gefaßt hatte, fühlte sie auch Liebe zu dem Mädchen, die ihr Mitleiden noch größer und zarter machte.

Als beide eines Tages vertraulich neben einander saßen, sprach Julie von einem Theile ihres Lebens, und schalt auf die Männer. Emilie faßte zärtlich ihre Hand, und sagte mit sanfter Stimme: „so schön, so klug, so gut; und doch so unglücklich!" Julie wußte selbst nicht, was so Rührendes in den Worten lag; aber sie konnte sich der Thränen nicht erwehren, und fragte endlich: unglücklich?" — „So unglücklich!" sagte Emilie noch einmal: „denn," setzte sie mit liebkosender, zärtlicher Stimme hinzu, „wie glücklich hätten Sie nicht einen edlen Mann mit Ihrem Herzen machen können! Welch ein Weib, welch eine Mutter konnten Sie werden!"

Julie stand unmuthig auf; sie glaubte in diesen Worten

Verachtung zu empfinden, und erröthete. Emilie nahm sie aber sogleich in ihre Arme und sagte zärtlich: „vergeben Sie mir! Ich hätte das nicht gesagt, wenn ich Sie nicht liebte, und wenn ich nicht wüßte, daß Sie besser sind, als Ihr Schicksal. Sie fielen einem elenden, verächtlichen Verführer in die Hände; aber Sie sind wie Dorchen dessen Unglück ich Ihnen erzählt habe.“ Das war Julie nun freilich gar nicht; doch Emilie glaubte, daß sie es wäre: und oft darf man dem Gefallenen nur Tugend zutrauen, so bekommt er Lust, diese gute Meinung zu verdienen. Julie schloß Emilien in ihre Arme, und fühlte und gestand jezt zum ersten Male in ihrem Leben, daß sie unglücklich sei. Sie erzählte nun Emilien ihre Lebensgeschichte, freilich ein wenig verschönert, aber doch so ziemlich aufrichtig. Jezt sah Emilie wohl, daß sie Julien nicht hätte mit Dorchen vergleichen sollen; indeß sie nahm ihr Wort nicht zurück. Ihre Liebe zu dem Mädchen wurde durch dies Vertrauen größer, und der schöne Vorsatz, sie aus den Schlingen des Lasters los zu machen, in ihrer Seele immer fester. Sie umarmte Julien, nannte sie ihre unglückliche Freundin, setzte voraus, daß sie gerettet seyn wollte, und versprach ihr, sie zu sich zu nehmen, sobald sie selbst einmal glücklich seyn würde.

Dieses Anerbiethen weckte in Juliens Seele das Bewußtseyn, daß sie nicht allein ausschweifend gewesen war, sondern noch ein Verbrechen an Emiliens Bruder begangen hatte.

Sie schlug es, so wohl es ihr auch that, mit den Worten aus: „das kann ich nicht; es ist unmöglich! Sie wissen nicht, warum!“ — Nun blieb sie mit einem finstern, furchtsamen Gesichte stehen, und wiederholte: „es ist unmöglich!“ Emilie drang in sie. Julie, die jezt tief erschüttert war, rang die Hände, und rief, halb außer sich: „ach, ich bin sehr unglücklich! Ihr Bruder! die Gräfin Louise!“

Emilie erstaunte, und drang in Julien, ihr Alles zu sagen. Endlich erzählte das Mädchen, oft von Thränen unterbrochen, die Begebenheit mit Hennigen und Louisen. Sie weinte in der That aufrichtig; denn sie war wohl eitel, intriguant, leichtsinnig, aber nicht boshaft. Schon, als Louise ihr Herz erschütterte, bereuete sie es, daß sie Theil an dieser Betrügerei genommen hatte; aber sie lebte von einer Pension, die Selenberg ihr gab, und war dadurch an ihn und sein Laster gefesselt.

Emilie erfuhr nun durch tausend Fragen die näheren Umstände der Begebenheit, und auch die letzte Betrügerei mit dem Briefe, den Julie neulich auf Karls Verlangen, abgeschrieben hatte. Nach diesem Geständnisse war das Mädchen auch leicht zu überreden, daß sie Alles wieder gut machen müße. Emilie bath nun ihren Oheim schriftlich, er möchte ihr ganz in der Stille einen Wagen in die Nähe von Selenbergs Gute schicken, und bestimmte genau die Stunde,

wann sie ihn gebrauchen würde. Sie und Julie stahlen sich, als der Wagen da war, mit ihren Kleidern durch den Garten, setzten sich ein, und kamen in einigen Tagen ohne Unfall nach Sollingen.

Der Major war sehr erfreut, als er Emilien wiedersah: doch auf sein frohes Willkommen folgte bald der traurige Ausruf: „der arme Hennig! In drei Tagen hat Louise mit Karln Hochzeit!“ — „Gott Lob!“ sagte Emilie frohlockend, daß ich noch früh genug komme! „Aus der Hochzeit wird nichts, lieber Onkel.“ — Sie schrieb sogleich an Louisen, erzählte ihr den Zusammenhang des letzten Betrugs, und schickte zum Beweise den Brief mit, den Karl an Julien geschrieben hatte. Der alte Henrig übernahm die Bestellung, und brachte den Brief durch Suschen glücklich in die rechten Hände.

Louise öffnete Emiliens Brief mit Apathie, einer Folge ihrer Trostlosigkeit. Ihr Herz fing aber schnell an zu pochen, als sie las: „mein Bruder Hennig ist unschuldig. Er hat nie eine Untreue an Ihnen begangen; Karl und Selenberg sind ein Paar Bösewichter, u. s. w. Sollten Sie etwa zweifeln, so will ich Julien, die jezt hier ist, in Person gegen Karln stellen; doch bitte ich Sie, wo möglich, ihren Aufenthalt zu verschweigen.“

Louise sprang freudig auf, und bedurfte weiter keines Beweises, da Karls Schriftzüge jeden Zweifel hoben. Die

Liebe zu Hennig erwachte in ihr mit voller Stärke, und gab ihr den Muth wieder, den sie verloren hatte. Alles war jezt auch leicht; denn sie konnte ja den Betrüger entlarven.

Am folgenden Tage kamen Karl und seine Mutter wieder nach Ransleben. Als sie aus dem Wagen stiegen, hörten sie deutlich, daß Louise laut und freudig sagte: „da kommen sie!" Louise empfing sie heute zum ersten Male, und in ihrem Gesichte war die lebhafteste Freude. „Da sind sie ja endlich!" rief sie mit froher Eil. Karl ergriff mit erkünsteltem Entzücken ihre Hand, und führte sie voll der sichersten Hoffnung in des Grafen Zimmer.

„Ich weis nicht," meine Tochter, sagte der Vater, „wie du heute bist! so froh, so ganz verändert! Sie hat gewiß von Ihnen geträumt, Herr Sohn." — „Meine Liebe," erwiederte Karl, „wird endlich ihr Herz gerührt haben. O theure, theure Louise!" — Er wollte ihre Hand küßen: und sie trat zitternd zurück, weil das Mißverständniß sie verlegen machte. Endlich sagte sie mit dem festesten Tone: „Herr von Halden, ich erkläre Ihnen hiermit, so seltsam es Ihnen vielleicht auch scheinen mag, daß ich nicht Ihre Frau werden kann."

Karl wurde blaß; die Mutter blieb wie eine Bildsäule stehen. Der Graf selbst erschrack; die alte Cousine sagte mit einem starren Blicke auf Louisen, und in einem hämischen Tone: „dadurch könnten Sie und Ihr gnädiger Herr Vater

ein ewiges Ridikule bekommen!" — Das half. Der Graf wendete sich mit fester Stimme zu seiner Tochter: „mein Kind, du heirathest den Herrn von Halden!"

„Herr Kammerjunker," sagte Louise nun, „ich hoffe um Ihrer selbst willen, Sie werden mich meines Wortes entlassen." Karl merkte wohl, daß Louise etwas wissen mußte; aber wie viel oder wie wenig, das konnte er nicht errathen. Uebrigens war ihm Alles auch sehr gleichgültig, wenn er nur mit ihr getrauet würde. „Sie scheinen," sagte er, „etwas gegen mich zu haben, meine Gnädige; es wird aber doch nicht mehr seyn, als daß ich mich habe in irgend etwas irren können: und ein Irrthum kann eine Verbindung, die öffentlich erklärt ist, nicht zerreißen. Ich beschwöre Sie, theure Gräfin, meinem Glücke nichts mehr in den Weg zu legen."

„Mein Herr," sagte Louise kalt und mit Würde: „Ihr Bruder ist nicht mit jener Julie weggegangen."

„Nicht? Nun, es kann seyn. Ich zeigte Ihnen das Billet, das meinen Irrthum veranlaßte."

„Ihren Irrthum, Herr Kammerjunker? . . . Ich frage noch einmal: wollen Sie mich meines Wortes entlaßen?"

„Nein, meine Theureste. Erlauben Sie, daß ich bestimmt antworte. Das stolze Glück, Sie mein zu nennen, diese Seligkeit könnte ich selbst dann nicht aufgeben, wenn

auch nur die Konvenienz unsere Verbindung geschloßen hätte. Unsere Hochzeit ist erklärt; jedermann weis, daß ich übermorgen glücklich seyn soll. Bedenken Sie selbst!"

„Uebermorgen wirst du Frau von Halden! sagte der Graf entscheidend; darauf gebe ich dir mein Wort."

„Gewiß nicht, mein Vater! so gewiß Sie mein Vater sind, nicht! Dieser Herr von Halden, dessen Frau ich werden soll, schickte seinem Bruder eine listige Verführerin zu, der es aber nicht gelang: und dann betrog er auch mich."

„Und der Beweis für das Alles, gnädige Gräfin?" sagte Karl, der sich wieder erholte.

„Ist dies!" erwiederte Louise, indem sie seinen Brief an Julien hervorzog. — „Lesen Sie, mein Vater!"

„Der Graf las den Brief laut vor, und Karl erblaßte schon bei den ersten Worten:

„Bald sind wir im Hafen, schöne, kluge Julie. Mein Tropf von Bruder ist aus Verzweiflung über eine Sünde, die er nicht begangen hat, gegen die Türken gezogen. Sie haben mir den einen Vogel eingefangen; ich muß Sie bitten, liebe Julie, mir auch den andern, die Gräfin Louise, zu verschaffen. Zwar glaubt sie, daß ihr Seladon ungetreu gewesen ist; aber sie haßt ihn noch nicht: und das muß sie doch, wenn sie meine Frau werden soll. Sie wird ihn gewiß haßen,

wenn sie überredet wird, daß Sie, schöne Freundin, mit meinem Bruder zu den Türken gezogen sind. Zu diesem Behuf schreiben Sie doch beikommendes Billet ab, und geben Sie mir zugleich Nachricht, ob in dem Tischler-Hause, wo Sie gewohnt haben, noch etwas Geschriebenes von Ihrer Hand ist; denn die Gräfin könnte in diesem Punkte ein wenig ungläubig seyn und Ihre Hand bezweifeln. Sie wissen, wie viele Verbindlichkeit ich in Ihnen schon habe." —

„Aber, Herr von Halden," fragte der Graf, „haben Sie das wirklich geschrieben? Nehmen Sie es mir nicht übel, das ist eine große Unbesonnenheit! Und hätte ich den Brief früher . . . Wahrhaftig, Sie verdienen Louisens Hand nicht. Wenn nicht Alles schon so weit wäre, Herr von Halden, so . . ."

„Ja," sagte Karl ein wenig muthiger: „es ist eine Unbesonnenheit, Herr Graf, aber meine unendliche Liebe . . . Verzeihen Sie mir einen Schritt, der . . . der . . ."

Der Graf erwiederte, freilich mit finsterer Stirn: „es ist nun geschehen, Louise. Verzeihe ihm, wie ich ihm verzeihe."

Louise wurde bleich; sie hatte nichts weniger als das erwartet, und sich schon frei geglaubt. Ehe sie noch ein Wort sagen konnte, fuhr ihr Vater fort zu lesen:

„Ich muß diesen Schritt thun, liebe Julie, um endlich weiter zu kommen; denn Louise ist nicht anders aus dem

Zauberkreise ihrer Liebe zu bringen. Das alte Fräulein betet zwar für mein Glück mit ihren blauen Lippen und ihrem Munde ohne Zähne; aber . . . !" —

„O, Sie sind ein unverschämter Mensch!" rief das Fräulein vor Zorn zitternd: und Louise soll Sie nicht nehmen! — Sie riß dem Grafen den Brief aus der Hand, um sich mit eignen Augen zu überzeugen, ob die abscheulichen Worte darin ständen.

Der Graf, der es recht gern sah, wenn das alte Fräulein zuweilen ein wenig mitgenommen wurde, sagte lächelnd: „nun, das ist eine sehr große Unbesonnenheit! Wahrhaftig, Sie können Sich glücklich schätzen, daß Ihr Hochzeitstag schon übermorgen seyn soll; sonst würde Ihnen das Fräulein noch etwas zu schaffen machen."

„Ach, nein!" erwiederte das Fräulein höhnisch lächelnd. „Ich will doch aber den Brief auslesen."

— „Und der Graf ist der umständlichste alte Narr, der nichts als sein Arrondissement, sein Regensburg, im Kopf und auf der Zunge hat."

Der Graf riß ihr aufgebracht den Brief aus der Hand, sah hinein, und fand die freche Lästerung. „Wie?" rief er; „ich ein umständlicher alter Narr? Sie sind ein unverschämter Geck, ein Betrüger, mein Herr. Und damit ich Ihnen zeige,

daß ich nicht so umständlich bin, als Sie glauben, so sag' ich Ihnen, daß aus Ihrer Heirath nichts wird, und daß Sie Sich auf der Stelle aus meinem Hause packen können!"

Nun entstand eine sehr komische Scene. Karl wollte noch einen Versuch machen, und hob an: ich . . . —

Das Fräulein unterbrach ihn: „blaue Lippen! Seh doch einer den Menschen! Ohne Zähne! wer hat ihm denn das gesagt?"

„Ich . . . —" wendete sich Karl an den Grafen.

Der Graf fuhr ihn an. „Umständlicher Narr! Ohne Umstände: ich bin nicht für Sie."

„Ich . . . —" sagte Karl zu Louise.

„Sie sehen, mein Herr, daß Sie nichts Besseres thun können, als zu gehen."

Das Fräulein pelferte gegen die Frau von Halden; und diese pelferte. Der Graf stieß im höchsten Zorne, zum ersten Male seit vielen Jahren, Schimpfwörter aus. Louise hörte von dem Allen fast nichts; sie dachte nur an ihren Geliebten, und hatte alles Andre rings um sich her vergeßen.

Die Frau von Halden verbeugte sich endlich, und sagte im höchsten Zorne etwas, das niemand verstand. Das Fräulein verbeugte sich, und war eben so laut. Auch Karl und der Graf sprachen zugleich. So gingen alle Vier in lautem,

heftigem Gespräch aus dem Zimmer und die Treppe hinunter. Die Domestiken kamen zum Vorschein, und sahen zu ihrem Erstaunen die zornigen Menschen. Die Frau von Halden nahm den Arm ihres Sohnes: das Fräulein hängte sich an den Grafen. Man verbeugte sich noch einmal gegen einander. Karl und seine Mutter setzten sich in den Wagen; der Graf und das Fräulein gingen die Treppe wieder hinauf. Auf jeder dritten Stufe sagte der Graf: „ich, ein umständlicher Narr!" und das Fräulein: „blaue Lippen! keine Zähne!"

Louise war jezt schon auf ihrem Zimmer, und rief mit ausgebreiteten Armen, mit Thränen in den funkelnden Augen: „so hab' ich ihn wieder! er ist unschuldig!"

Karl saß beschämt, und erbittert zugleich, im Wagen, und überlegte. Er konnte nicht begreifen, durch wen ihm der nahe Sieg entrißen war. Seine Mutter, die von seinen nun gescheiterten Planen sehr wenig erfahren hatte, wollte den Zusammenhang wissen. Er antwortete ihr aber in seiner Erbitterung mit Ungestüm und rauh. Jezt merkte sie zum ersten Mal, daß ihr Sohn sie nur dann liebte, wenn ihm alles nach Wunsche ging. Beide kamen erbittert nach Hause, und blieben es für's erste. Als aber Karl zuverläßig wußte, daß Emilie mit Julien entflohen war, betrug er sich anders, und hatte die Liebe seiner schwachen Mutter bald wieder gewonnen. Er erfuhr in einigen Tagen, daß Emilie sich in Sol-

lingen aufhielt; und nun drang er in seine Mutter, sie von dem Major zurück zu fordern. Die Mutter war sehr schwer zu diesem Schritte zu überreden; indeß sie mußte sich entschließen, da Karl nicht aufhörte ihn zu verlangen.

Sie schrieb an den Major in bittern Ausdrücken, und an Emilien heftig drohend. Emilie schlug die Forderung ihrer Mutter in ehrfurchtsvollem aber bestimmtem Tone ab. Der Major schrieb Folgendes:

„Karl, Frau Schwester, ist ein Schurke, ein Straßenräuber, ein Menschendieb. Ein Schurke: denn er hat seinen Bruder verführen wollen. Mir hat die Haut geschaudert, als die Mamsel Julie es erzählte. Doch das wird Gott richten. — Ein Straßenräuber; denn er hat Emilien geraubt. Ein Menschendieb; denn er hat Seibolden an die Oesterreicher verhandelt. Emilien geb' ich nicht heraus. Sie können mich belangen; und dann werde ich den Richter fragen: ob ich ein Kind in die Hände einer Mutter geben soll, die ihren einen Sohn liebt, weil er ein Bösewicht ist, und ihre zwei andern Kinder haßt, weil sie gute, edle Menschen sind. Uebrigens rathen Sie Karln, daß er nicht mir oder meinem alten Husaren einmal vor das Gesicht kommt. Einen Wolf schießt man tod, wo man ihn sieht; und Karl ist ärger, als ein Wolf; er ist der leidige Teufel. Hennig, das sage ich Ihnen, kommt zurück. Er soll Alles erfahren, und dann,

dafür stehe ich Ihnen, den Teufel austreiben. Auch Seibold, das hoffe ich zu Gottes Gerechtigkeit, wird einmal zurückkommen. Wenn Sie und Ihr Karl sich vor Menschen nicht fürchten, so sagen Sie ihm doch, daß er sterben und dann vor dem Richterstuhle Gottes Rechenschaft geben muß. Wir, ich, Emilie, sein Bruder und Seibold, werden dann als Ankläger ihm zur Seite stehen; und heucheln darf man da nicht, das wissen Sie."

„Etwas Besseres kann ich Ihnen nicht schreiben. Mir stehen dabei die Augen voll Wasser. Gott gebe, daß es wirkt. Amen.

Halden."

Das, was nach des Majors Meinung wirken sollte, wirkte nicht; Karl lachte über den treuherzigen Ton des Briefes. Aber die Drohung seines Onkels, ihn todzuschießen wie einen Wolf, machte desto mehr Eindruck auf ihn. Theils, um der Gefahr auszuweichen, Theils um nicht Zeuge davon zu seyn, daß sein verhaßter Bruder, wenn er zurückkäme, über ihn triumphirte, entschloß er sich, auf Reisen zu gehen. Einige Tage nachher fuhr er, mit den besten Wünschen seiner Mutter, und mit reichlichen Wechseln von seinem Vater, aus Moorberg ab.

Der alte treue Hennig hätte wirklich den Kammerjunker

bei der ersten Gelegenheit auf sein ganzes Leben gezeichnet. Als er dessen Betrügerei erfuhr, schauderte er zusammen; und nun erklärte er mit den kräftigsten Flüchen seinen Abscheu vor Karln, und seinen Vorsatz, den Liebling seiner Seele, Hennig, an ihm zu rächen. Er ging jezt nie anders als mit dem Säbel an der Seite aus, und war sehr unwillig, als er hörte, daß Karl abgereist sei. Sein Zorn fiel nun auf Selenbergen, und er sprach oft sehr kräftig über die Pflicht des Majors, diesen Satan zur Rechenschaft zu ziehen. Emilie erzählte jezt Dorchens Begebenheit, deren Ausgang sie nicht wußte, ausführlicher, als bei ihrer Ankunft in Sollingen. Der Major runzelte dabei die Stirn, und als er zu Bette gehen wollte, sagte er ruhig zu seinem Hennig: Alter, morgen wollen wir einen Ehrenritt machen."

„Nun, Gott Lob!" erwiederte Hennig. Er ging hinunter, schliff des Majors Säbel, puzte und probirte die Pistolen, und legte sich dann ruhig schlafen. Nicht so ruhig lag der Major. Er richtete sich im Bette wieder auf, und flisterte: „ist das auch Recht, was ich thun will? Der liebe Gott weis recht gut, daß ich all' mein Lebtage das Duelliren gehaßt habe; denn es ist Mord. Aber es gibt doch Schurken, denen man nicht anders beikommen kann, als mit der Klinge. Könnt' ich klagen, so wollt' ich den Säbel verrosten laßen. Aber, großer Gott! wo kann ein armer Vater klagen, wenn ein Unmensch seine Tochter verführt! Wo soll ich klagen, daß

der Schurke den armen Hennig hat unglücklich machen wollen! Und Gerechtigkeit müßen wir doch ausüben; ungestraft darf der Bösewicht nicht bleiben. Nein, hier ist es nichts Böses. Wir Menschen sollen ja gerecht seyn, wie Gott es ist." Mit diesen Worten warf er sich beruhigt wieder auf sein Kopfkißen; und schon nach zwei Minuten schwebte die Ruhe aus seinem Herzen auf seine Augen.

Am folgenden Morgen saß er heiter in dem Kreise seiner Familie, ohne nur von fern daran zu denken, daß er sie vielleicht zum letzten Male sähe; so groß war sein Glaube an Gottes Gerechtigkeit. Unvermerkt trat er einen Augenblick mit Hennigen in ein Fenster, und sagte: „Alter, mach nur immer die Pferde zurecht. Sterben soll er nicht; aber zeichnen will ich ihn ein wenig, damit er lernt, daß Menschen über ihm sind."

Die Pferde wurden eben aus dem Stalle gezogen; da fuhr Louise auf den Hof, und Alles rief: „unsre kleine Gräfin!" Julie wurde ein wenig blaß, und faßte Emilien an. Diese sagte: „seyn sie ruhig! Louise wird Ihnen verzeihen."

Der Major war der Gräfin entgegen gegangen. Sie warf sich an seine Brust, und sagte weinend: „o mein Vater! mein guter Vater! nun bin ich wieder glücklich! Halden ist unschuldig! Ach, warum sagten Sie mir nicht früher, daß er mich so lieb hat, daß er so unglücklich ist; ich hätte ihm

schon längst vergeben! Der alte Hennig drückte und küßte ihr die Hand, und der Major führte sie hinauf. Sie wußte noch immer nicht recht, wie die Sache zusammenhing, und kam jezt, um Emilien darüber zu befragen. So wie sie in das Zimmer trat, fiel ihr erster Blick auf Julien, und sie wurde bleich. Die Majorin eilte von der einen Seite, und Emilie von der andern freudig auf sie zu: aber Louise hielt mit banger Unruhe ihre Augen fest auf Julien geheftet.

Julie näherte sich ihr endlich, und sagte mit sanfter Stimme: „nein, Sie können es mir nie verzeihen, daß ich . . .“

„Ja, ja! Aber ist er unschuldig? ganz unschuldig? war er mir immer treu?“

„Gnädige Gräfin, es gibt auf der Erde keinen edleren, treuern Mann, als den Herrn von Halden. Er ist zanz unschuldig, ganz.“

„Aber er selbst,“ hob Louise wieder an, „hält sich doch für treulos! O Gott, wie bin ich getäuscht, wie betrogen!“

Julie erzählte nun den Zusammenhang ausführlich, und beruhigte dadurch die Gräfin vollkommen. Sie sagte zuletzt noch: „seine Treue war so zart, daß er schon das Mitleiden und die Freundschaft, deren er mich würdigte, für Unrecht hielt. Er hat mich nie geliebt, gnädige Gräfin, nie! das schwör' ich Ihnen.“

Louise hatte noch hundert Fragen zu thun; aber Julie antwortete immer schnell, und widersprach sich nie, ob sie es gleich für gut fand, manchem eine kältere Farbe zu geben, als es wirklich gehabt hatte. Die Unterredung endigte sich damit, daß Louise Julien umarmte, und ihr herzlich Verzeihung versprach.

Der Major nahm nun Abschied, ohne etwas von seinem Vorsatze zu entdecken, und stieg zu Pferde. Unterweges hielt er mit seinem alten Freunde noch eine lange Unterredung über die Zuläßigkeit der Duelle. Er wiederholte, was er gestern vor dem Einschlafen darüber gedacht hatte. Der alte Hennig fand das Alles sehr richtig. „Wo wollt' es denn auch hinaus," sagte er, „wenn nicht bisweilen ein Exempel statuirt würde! Da wüchsen einem ja die Schurken am Ende zu Kopfe. Nein, wir müßen wohl einmal dem lieben Gott ins Amt fallen. Der kann wohl geduldig, und mitleidig mit den Schurken seyn; aber wir armen Menschen fühlen zuletzt, wo uns der Stiefel drückt." —

Diese Bemerkung fiel dem Major auf. Er hielt sein Pferd an, und sagte: „hm! du kannst wohl Recht haben, Alter. Aber soll ich Wurm nun ungeduldiger seyn; als Gott? Wenn er solche Menschen, wie Selenberg und Konsorten, auf der Erde leiden will, was hab' ich ihm denn einzureden? Nein, guter Hennig, das müßen wir erst recht überlegen."

„Das ist schon überlegt, Herr Oberstwachtmeister. Wenn die Menschen so geduldig seyn wollten, wie der liebe Gott, so könnten wir uns am Ende vor Schurken, vor Dieben und Mördern nicht retten. Das Strafamt auf Erden überläßt er den Menschen. Laßen Sie uns immer reiten; wir reiten mit Gott!"

Der Major überlegte noch einige Augenblicke, und sagte dann: „wir wollen reiten! Es ist richtig. Eigentlich zwar gehört das Strafamt der Obrigkeit, und nicht dem ersten besten Menschen. Doch wo die Obrigkeit sich nicht ins Mittel schlagen kann oder will, da muß es freilich ein ehrlicher Mann thun. Aber Hennig, je mehr ich es überlege: nur im äußersten Nothfalle; merke dir das! nur im äußersten Nothfalle. Und ich hoffe zu Gott, darin sind wir mit Selenbergen."

„Das glaub' ich auch, Herr Oberstwachtmeister. Und Sie wollen ihn ja nur zeichnen, ihm so einen kleinen Denkzettel für die Zukunft geben."

„Ja, das will ich, mit Gottes Hülfe."

Unter frömmeren Gedanken und mit ruhigerem Herzen ist wohl nie ein Mensch zu einem Duelle geritten, als der Major. Er kam endlich auf Selenbergs Gute an, trat in dem Wirthshause ab, und ging dann in ein kleines Birkenwäldchen hinter dem Garten des Schlosses. „Hol' ihn her,

Hennig!" sagte der Major; „und sei hübsch und höflich, damit er sieht, daß wir auch Lebensart haben!"

Hennig ging recht gravitätisch durch den Garten in das Schloß, und fragte einen Bedienten: „ist Sein Herr zu Hause?" — „Das weis ich nicht; da muß Er den Kammerdiener fragen." — „Wo ist der Kammerdiener?" — „Ei, was kümmert mich das!" sagte der Mensch, und wollte gehen. Aber Hennig faßte ihn bei dem Kragen, und fragte noch einmal sehr laut: „wo ist der Kammerdiener?" Auf diese schrecklichen Töne, von denen die Fenster zitterten, kamen sogleich mehrere Domestiken zum Vorschein. — „Ich bin der Kammerdiener." — „Ist Sein Herr zu Hause?" fragte Hennig mit ernstem Tone. — „Ja!" — „Ich muß ihn sprechen!"

„Sag' Er mir nur, was Er zu bestellen hat. Er soll Antwort haben." (Der Kammerdiener besah dabei den alten Hennig von oben bis unten.) — „Was ich seinem Herrn zu sagen habe, das braucht Er nicht zu wissen."

Der Kammerdiener ging die Treppe hinauf zu seinem Herrn. Hennig folgte langsam nach, trat vor Selenbergs Zimmer, und hörte die Worte: „sag nur, ich wäre nicht zu Hause." — Selenberg war seit der Begebenheit mit Grell ziemlich furchtsam geworden, und wollte jezt überdies nicht

gestört seyn, da er seinen Freund Karl von Halden gerade bei sich hatte.

Hennig machte die Thür sogleich auf, und trat langsam und feierlich in das Zimmer. Karl und Selenberg erschracken, als sie ihn erblickten. „Ich habe ein Paar Worte mit Ihnen allein zu sprechen,“ fing Hennig an. Karl machte eine Bewegung gegen die Thür hin; Selenberg hielt ihn aber, und sagte: „bleib! . . . Der Herr von Halden ist mein Freund; er kann alles hören, was mich angeht.“

„Nun meinethalben! Ist der Bediente da auch Ihr Freund?“

„Unverschämter Mensch!“ fuhr Selenberg auf, weil er das für Spott hielt, was der Alte sehr ernsthaft sagte. — „Ruf' die Leute zusammen!“ flisterte er dem Kammerdiener zu. — „Was will Er?“

„Mein Herr, der Major von Halden, läßt Ihnen sagen, daß er ein Paar Worte mit Ihnen allein zu sprechen hat. Er ist unten in dem Birkenwäldchen am Garten. Ich habe Befehl, Sie mitzubringen. Sie werden also so gut seyn.“

Selenberg gerieth in Verlegenheit, die er vergebens zu verbergen suchte. „Ich muß gestehen, hob er endlich lächelnd an, „Sein Herr ist sehr höflich! mir das durch einen Reitknecht sagen zu lassen! In der That sehr höflich!“

„Ein Reitknecht? ja, das bin ich; aber ein ehrlicher Mensch; und der ist mehr werth, als ein Präsident der ein Spitzbube ist.“

Jezt fuhr Selenberg an die Klingel, und sogleich stürzten alle Domestiken herein. „Was sagst du, Kerl?“ rief Selenberg mit funkelnden Augen. „Werft mir den groben Kerl zum Hause hinaus!“

„Wie?“ sagte der Alte mit donnernder Stimme und flammenden Augen: „mich hinauswerfen?“ Er sprang gegen das Fenster hin, und legte die Hand an den Säbel. „Bürschchen, kommt mir nicht zu nahe, das rath' ich euch! Ich werde wohl selbst gehen, wenn ich meine Kommission ausgerichtet habe.“ — Die Bedienten sahen den Alten erschrocken an, und keiner wagte es näher zu kommen: so schrecklich flammten seine Augen.

Der Kammerjunker flisterte Selenbergen zu: „laß dich mit dem alten Kerl nicht ein! er ist ein Teufel, wenn er in Zorn geräth.“

Selenberg hatte gar keine Lust, sich zu schlagen, und stand mit finstern verlegenen Blicken da. Karl sagte ihm in's Ohr: „gib dem Major ein gutes Wort, und spiele den Reuigen; du sollst sehen, dann zieht er wieder ab.“ — Selenberg sagte zu Hennigen: „also im Birkenwäldchen ist Sein Herr? Ich werde ihn selbst sprechen. Komm' Er!“ — Lang=

sam ging der Alte hinter Selenbergen her, der Karln bei der Hand gefaßt hatte, und mit jedem Schritte furchtsamer wurde. Karl wollte unterwegs entschlüpfen; aber Selenberg hielt ihn um so fester; und so kamen sie endlich in das Birkenwäldchen.

Der Major saß auf einem Baumstamme, hatte den Kopf in die Hand gestützt, und sann noch immer über die Rechtmäßigkeit seines Vorhabens. Als er aber Selenbergen, und sogar auch Karln erblickte, regte sich sein Zorn, und alle Bedenklichkeiten waren verschwunden. Er stand rasch auf, stellte seine Mütze auf den Baumstamm, ging seinem Feinde entgegen, blieb vor ihm stehen und sah ihm eine Weile finster ins Gesicht. Dann sagte er mit unterdrücktem Schmerze: „ich alter Mann mit grauen Haaren muß noch etwas thun, das ich nicht einmal als ein hitziger Jüngling gethan habe. Und daran sind Sie Schuld, Herr von Selenberg. Sie haben meinem Neffen (nicht dem Schurken da) ein Weibsbild auf den Leib gehetzt, ihn unglücklich zu machen; Sie sind an Seibolds Unglück, an den Thränen der Gräfin von Espenbruch, und an Emiliens Leiden Schuld; Sie haben eines ehrlichen Mannes Tochter, die Mamsell Grell, elend gemacht, und ihre Mutter ermordet. Das Alles, Herr, werden Sie nicht läugnen, sind Thaten eines Bösewichts. Gäbe es ein Tribunal, vor dem ich Sie dieser Verbrechen wegen anklagen könnte, so sollten Sie mich hier nicht sehen. Aber jezt muß sich

wohl ein Mensch ins Mittel schlagen, Sie zu züchtigen; und dieser Mensch will ich seyn. Hier ist mein oder Hennigs Säbel — (Hennig zog seinen Säbel hervor) und hier sind ein Paar gute Pistolen." — (Hennig goß Pulver auf die Pfanne.)

Selenberg war schon bleich; aber noch mehr wurde er es, als Hennig auf einmal sagte: „soll ich Ihnen rathen, so nehmen Sie den Säbel, Herr von Selenberg. Mein Herr hat nicht Lust, Sie ins Gras zu strecken; will Sie nur ein wenig derb zeichnen. Und mit den Pistolen ist es ein eignes Ding; für die kann niemand stehen. Freilich schießt mein Herr auf den Knopf; aber ein Paar Finger breit weiter, so liegen Sie da!"

Diese treuherzige Versicherung setzte Selenbergen in fürchterliche Angst, und er sagte zitternd: „Herr Oberstwachtmeister, in der That . . . Wahrhaftig, ich weis nicht, wie ich jezt dazu komme, gerade jezt, da ich auf dem Wege bin, mein Unrecht wieder gut zu machen. Eben diese Grellen ist meine Frau; und meine Tochter habe ich legitimiren laßen. Meine Ansprüche auf Emilien sind längst aufgegeben. Ich glaubte, noch einmal Ihre Achtung zu verdienen; in der That das glaubte ich, das war mein Bestreben."

„Wie?" fragte der Major erstaunt; die Grellen wäre Ihre Frau? die Grellen aus Waldengrund? Ist das wahr?"

„So wahr, als der Himmel über uns ist! Ich kann Ihnen den Trauschein zeigen, und die Erlaubniß des Fürsten, meine Tochter zu legitimiren. Sie sollen die offenbarste Beweise bekommen, daß ich anfange, mein Unrecht wieder gut zu machen."

„Nun, das muß ich sehen! . . . Packe nur Säbel und Pistolen wieder weg, Hennig. Wenn's so ist, so soll mich Gott behüten, daß ich zürnen wollte, wo er bessert. Kommen Sie!"

Selenberg führte mit leichterem Herzen den Major in das Haus, und zeigte ihm die beiden erwähnten Dokumente. „Das ist recht gut," sagte der Major; „aber lassen Sie mich lieber Ihre Frau und Ihre Tochter sehen." Selenberg zuckte die Achseln, und sagte mit anscheinender Aufrichtigkeit: „ich habe geheirathet, um mein Unrecht wieder gut zu machen; allein ich darf auf das Glück, meine Frau bei mir zu haben, nicht hoffen." — „Warum nicht?" — „Weil sie mich nicht liebt."

Der Major erwiederte: „hm! die Probe läßt sich bald machen. Schreiben Sie einmal ihrer Frau: sie möchte kommen. Ich will ihr auch schreiben; sie kennt meinen Namen wohl. Und dann schicken Sie den Wagen mit meinem alten Hennig nach Waldengrund. Es kann ja von hier wohl kaum

fünf Meilen seyn. Wir wollen doch sehen, ob die Schuld an Ihnen liegt, oder an der Frau."

Selenberg war gefangen, und ärger als je. Noch heute erwartete er die angenehme Nachricht, daß der Tod ihn von dem schrecklichen Grell, der sehr gefährlich krank lag, befreiet hätte. Er dachte darauf, sobald er diesen Mann nicht mehr fürchten dürfte, seine Verbindung mit Dorchen trennen zu laßen; jezt stand aber wieder der eben so schreckliche Major da, und drohete ihm, sie noch weit fester zu knüpfen. Selenberg machte allerlei Ausreden, doch immer mit so vieler Geschmeidigkeit, daß der Major nicht wieder in Zorn gerathen konnte. An das Duell dachte dieser jezt nicht mehr. Er nahm ganz freundschaftlich von Selenbergen Abschied, und erinnerte ihn nur noch einmal, sich Mühe zu geben, daß seine Frau bald zu ihm käme. „Sie kennen mich!" sagte er mit Nachdruck: „laßen sie mich nicht zum zweyten Male sie besuchen!"

Hennig war gar nicht mit der Sanftmuth des Majors zufrieden. Er erzählte brummend seinem Pferde: „nun ist der Schurke entwischt! da hat mein Herr auch einmal einen dummen Streich gemacht!" — „Das hab' ich nicht!" sagte der Major; „sondern vielmehr etwas Gutes gethan. Mir fiel allerlei ein, woran wir nicht gedacht hatten. Erstlich war Karl da. Sieh, wenn ich bei einem das Strafamt über=

nehmen müßte, so wär es doch bei dem; denn er ist meines Bruders Sohn, und Selenberg ein Fremder. Aber sag' selbst: konnte ich mich wohl mit Karln schlagen? Siehst du, wenn das bei ihm nicht Recht ist, so kann es bei einem Fremden noch weniger Recht seyn. Und wenn Selenberg Grells Tochter geheirathet hat — soll ich denn ihren Mann zum Krüppel hauen?" — „Ja," sagte Hennig, das glaube wer will; ich nicht! „Es ist eine Nothlüge von ihm." — Er fing an sich über die Sache auszubreiten, bis endlich der Major rief: „wir wollen bald wissen, was daran ist. Laß uns nach Waldengrund reiten!" Sie wendeten die Pferde, und waren am Abend in Waldengrund. Der Major ging in das Haus, und, weil unten Niemand war, die Treppe hinauf. Da kam Dorchen mit verweintem, bleichem Gesichte aus einem Zimmer, und rang die Hände. Der Major redete sie an und nannte seinen Namen.

„Sie sind es? Sie?" sagte Dorchen, und ein Strahl der Freude drang in ihre Augen. Sie führte ihn in das Zimmer, wo ihr Vater fast schon im Sterben auf seinem Bette lag. „Hier ist der Herr Major von Halden!" sagte Dorchen; und ihr Vater streckte ihm beide Arme matt entgegen. „Nun," lispelte er, „nun will ich gern aus der Welt gehen. Gott hat meinen Wunsch erhört, schützen Sie meine Tochter gegen Selenbergen; ein Sterbender bittet Sie darum!"

Der Major gab Grellen die Hand, und versprach ihm das mit einem feierlichen Eide. Dorchen mußte nun die Geschichte ihrer Verheirathung erzählen, weil ihr Vater vor Mattigkeit nicht konnte. Der Major sagte dann: „vielleicht ist er geneigt, Sie als Seine Frau anzuerkennen. Auf alle Fälle werde ich sie mit ihrer Tochter zu mir nehmen, und ihre Rechte gegen Jeden vertheidigen.“ Diese wiederholte Versicherung beruhigte den sterbenden Vater aufs neue. Er reichte dem Major die Hand, blickte ihn dankend an, und — war nicht mehr.

Der Major konnte Dorchen, die jezt des Trostes so sehr bedurfte, nicht verlassen. Er blieb bei ihr, bis der Leichnam beerdigt war, und schlug ihr dann vor, mit ihm nach Sollingen zu gehen. Sie nahm das um so lieber an, da sie vor Selenbergs Verfolgung zittern mußte. In der nächsten Stadt wurde nun eine Chaise gekauft. Dorchen gab manche Sachen, die sie nicht mitnehmen konnte, einer Köhlerfamilie zum Aufheben, verschenkte andere, und setzte sich dann mit ihrer Tochter in den Wagen.

Der Major hatte sie schon oft gefragt: „können Sie Sich denn nicht entschließen, bei Selenbergen zu leben? Es ist doch Ihre Pflicht, als Frau und als Mutter.“ Sie wußte weiter nichts darauf zn erwiedern, als daß es unmöglich wäre.

„Nun freilich," sagte er, „müßen wir erst sehen, wie Selenberg denkt. Er soll um Sie bitten; nicht Sie um ihn."

Der Major fuhr, ohne Dorchens Wissen, über Selenbergs Gut, das nicht weit aus dem Wege lag; hier hörte er aber, der Präsident sei nach der Residenz abgegangen, und entschloß sich, ihm dahin zu folgen. Als er nach zwei Tagen gegen Abend dort ankam, ließ er sich sogleich nach Selenbergen erkundigen, und erfuhr, daß der Herr Präsident morgen mit dem Hofe nach einem Lustschloße gegen würde. Nun sagte er zu Dorchen: „ziehen Sie doch das beste Kleid an, das Sie haben." Sie glaubte, daß sie ihren Onkel Ahrens besuchen sollte, und wählte ein Kleid, das zwar sehr einfach, aber doch nicht ganz außer der Mode war, da sie es nach einem, das Emilie in Waldengrund trug, gemacht hatte. Als sie mit dem Major im Wagen saß, nahm er ihre Tochter auf seine Kniee, liebkoste dem Kinde, und sagte: „Muth gefaßt, Dorchen! wir fahren zu Selenbergen! Dorchen erschrack; aber der Major versicherte ihr seinen Schutz so zärtlich, daß ihr wirklich leichter wurde, und daß sie entschloßen sagte: „ja, ich will ihm seine Tochter zeigen. Er ist ihr Vater, und mein Mann!"

„So ist es recht, mein Kind! so ist es recht! . . . Und du Kleine? kennst du wohl deinen Vater noch?" — „O ja." — „Nun, wenn wir in das Zimmer kommen, so lauf

auf ihn zu, ruf: o mein Vater! und wirf dich vor ihm auf die Kniee." — Er unterrichtete die Kleine noch weiter in ihrer Rolle, und bei diesen Gesprächen kamen sie vor des Präsidenten Wohnung.

Selenberg war gleich nach des Majors Besuche auf seinem Gute, in die Residenz gereist. Er mußte, ehe er sich wieder von Dorchen los machen konnte, nothwendig wissen, wie der Fürst dazu gekommen war, sich ihrer anzunehmen, und er fürchtete, daß er nicht ohne Schleifwege seinen Zweck erreichen würde. Bald nach seiner Ankunft machte er Besuche, und setzte alle Menschen, die ihn mit vielsagendem Lächeln zu seiner Verheirathung Glück wünschten, durch sein noch mehr sagendes Lächeln in Verlegenheit. Der ganze Hof wurde irre an ihm. Der Fürst selbst wußte nicht, was er aus Selenbergen machen sollte, da dieser gar nicht unzufrieden schien, und seine Abwesenheit vom Hofe mit Geschäften auf seinen Gütern entschuldigte. Er sah es übrigens sehr gern, daß der Präsident wieder da war; denn er konnte den Mann wegen seines großen Talents, Lustbarkeiten zu erfinden und anzuordnen, nicht entbehren.

Mit Einem Worte, niemand erfuhr bestimmt, wie es eigentlich mit Selenbergs Verheirathung wäre. Wurde er geradezu gefragt, so antwortete er lachend: „wenn ich nur erst reden darf, der ganze Hof soll auf einen Monat in gute

Laune kommen. Man wird lachen, und ich stehe dafür, nicht auf meine Kosten." — „Aber wo ist denn Ihre Gemahlin?" — „Meine Gemahlin? Sehen Sie, das ist eben das Lächerliche! Hier, dort, überall; und meine Tochter dazu. Haben Sie denn nichts von meiner Tochter gehört? Das sollten Sie doch! Denn das ist ja der Hauptspaß bei der Sache."

Schon am dritten Tage sagte man einander: „Selenberg ist gewiß nicht verheirathet, und er wird am Ende uns Alle auslachen." Eben das hatte Selenberg zum Entzwecke gehabt. Er wollte aus Furcht vor dem Major seine Heirath nicht abläugnen, aber sie auch nicht gestehen; und dabei hoffte er, daß irgend ein Zufall ihn wieder von seiner Frau losmachen würde, ohne daß die Schuld auf ihn selbst fiele. Sein Verhältniß mit dem ganzen Hofe war bald wieder das vorige; und gerade an dem Abend, da der Major mit Dorchen und ihrer Tochter in der Residenz ankam, gab er eine Fete, an der selbst der Fürst und seine Gemahlin Theil nahmen.

Als der Major mit seinen Begleiterinnen aus dem Wagen gestiegen und in das Haus getreten war, wies ein Bedienter ihn die Treppe hinauf. Ein andrer Bedienter, der vor der Thür des Saales stand, wunderte sich zwar über die beiden sehr einfach gekleideten Damen, die nicht ganz so aussahen, als ob sie in die Gesellschaft gehörten; aber da ein Officier mit einem Orden sie führte, so öffnete er die Thür.

Der Major wäre beinahe wieder umgekehrt, als er im Saale so viele Menschen und so helles Licht sah; indeß, er war nun einmal zu weit, um zurückgehen zu können. — So wie er in den Saal getreten war, hefteten die Nahestehenden ihre Augen auf die beiden sehr einfach gekleideten Frauenzimmer.

„Wer kommt da?" fragte der Fürst, der auf den ersten Blick nur die Damen, und nicht den Major, bemerkte. Selenberg, der etwas blödsichtig war, eilte den Fremden entgegen. In dem Augenblicke, da er Dorchen erkannte, kniete die kleine Sophie schon vor ihm nieder, und sagte sehr laut: „o, mein Vater, haben Sie Mitleiden mit ihrer Tochter!" Sogleich schloß die ganze Gesellschaft einen Kreis um Selenbergen und die Fremden. „Elende Kreatur!" rief Selenberg wüthend, und riß sich von dem Kinde los. Aber jezt erblickte er den Major, und blieb in einer Mitleid erregenden Gestalt, wie eine Bildsäule, stehen. Die Hände, mit denen er das Kind wegstoßen wollte, waren aufgehoben: und in dem bleichen, zu dem Major gewendeten Gesichte lag Beschämung, Angst und Schrecken. Der Major hatte sich bei dem Anblicke der zahlreichen, prächtig gekleideten Versammlung schon weit weg gewünscht, und würde einen Wink von Selenberg gewiß befolgt haben; aber der Ausruf: „Elende Kreatur!" gab ihm seine Faßung, und mit ihr seine zufahrende Hitze wieder. „Elende Kreatur? wiederholte er, und trat Selenbergen einen Schritt näher. „Ja, das weis Gott! eine sehr elende Krea=

tur, deren Vater ein Unmensch ist!“ Der Fürst trat heran, und der Major sagte: „nehmen es Ew. Durchlaucht nicht ungnädig. Wir haben von der Gesellschaft hier nichts gewußt; sonst wär' ich heute nicht gekommen. Aber da wir nun einmal hier sind, so kann ich es doch nicht so gleichgültig anhören, daß ein Vater seine Tochter eine elende Kreatur nennt!“

Der Fürst lächelte, und schwieg. Mit jeder Secunde stieg die allgemeine Verlegenheit; niemand wußte, was er sagen, was er thun sollte. Zu dieser Scene gehörte die Entschloßenheit, seine Leidenschaft, gleichviel ob Zorn oder Liebe, ausbrechen zu laßen; aber Selenberg stand, weil er diesmal den Kopf verloren hatte, wie verzweifelnd und mit niedergeschlagenen Blicken in der Mitte da. Dorchen war, blaß und ängstlich zitternd, mit ihrer Tochter zurück an die Thür getreten, und hatte nicht einmal Besinnung genug, zu gehen. Der Major würde mit seiner Hitze bald Leben in die Todtenstille gebracht haben, wenn ihn nicht der Gedanke, daß er Dorchens Spiel verderben könnte, zurückgehalten hätte.

Der Fürst besann sich zuerst wieder, und sagte: „lieber Herr Major von Halden, die Damen werden Ruhe nöthig haben. Wahrscheinlich sind Sie eben erst angekommen. — Nun, Selenberg?“ fuhr er lächelnd fort: „die Ueberraschung haben Sie gewiß nicht erwartet? Geschwind weisen Sie Ihren Gästen Zimmer an, wo sie sich erholen können. Aber ei-

len Sie! Ein Viertelstündchen will ich noch warten, ehe wir spielen."

Dieser Wink brachte Selenbergen zu sich selbst. Er both Dorchen den Arm, verbeugte sich, und führte sie in ein benachbartes Zimmer. Sie ging mechanisch mit ihm; der Major folgte langsam und beschämt.

Selenberg warf sich, wie in Verzweiflung, auf den Sofa, und rief: ich möchte rasend werden! — „Rasend?" fragte der Major, der jezt wieder anfing sich zu besinnen. „Kommen Sie, liebe Frau! komm du unschuldiges, verstoßenes, armes Kind! Ich will Euch aufnehmen. Ueberlaßt diesen elenden Bösewicht seinem Gewissen!"

Jezt sprang Selenberg in vollem Grimme auf. „Herr Major, Sie sollen mich in meinem Hause nicht beschimpfen! Ich fodere Genugthuung. Ja, ich haße diese abscheulichen Geschöpfe, und Sie dazu. Sie haben meine Ehre beleidigt. Morgen sehen wir uns wieder."

„Ja denn, morgen! Dann will ich Dich vor dem Tode zittern lehren. Morgen sollst Du mit mir an den Rand der Ewigkeit treten, vor dem Richterstuhl Gottes!" — Er führte Dorchen und ihre Tochter rasch zum Zimmer hinaus in den Wagen, und fuhr nach Hause.

Selenberg ging noch lange mit großen Schritten auf und nieder. Er war in diesem Augenblick erhitzt genug, über die

Drohungen des Greises zu lachen; und diese Stimmung gab ihm auch wieder so viel Muth, daß er in leidlicher Faßung zu der Gesellschaft gehen konnte. Alles saß schon beim Spiele. Man aß nachher, und die Gesellschaft ging auseinander, ohne daß jemand nur eine Bemerkung über die seltsame Scene gemacht hatte. Endlich kam Selenberg zum ruhigen Ueberlegen. Seine Beschämung über einen solchen Eklat, und sein Zorn über den Major, erhielten seinen Muth noch immer in Feuer; aber am folgenden Morgen wurde er bleich, als er mit dem Gedanken an den furchtbaren Mann erwachte. Er sah ihn jezt mit flammenden Augen und blinkendem Säbel vor sich stehen, wie seinen Todesengel. Zum ersten Male verwünschte er jezt seine Wollust, und dachte mit Zittern an den Tod. Schon sann er auf Mittel, dem Duelle zu entgehen, und war beinahe entschloßen, Dorchen zur Vermittlerin zu machen; als er aber mit seinen Vorsätzen noch hin und her schwankte, ging die Thür auf, und der Major trat bewaffnet in das Zimmer.

Selenberg suchte sich zu faßen. Er fing an zu sprechen, ließ ein Frühstück bringen, und entschuldigte das gestrige Betragen mit seiner aufwallenden Hitze. Der Major sagte nur von Zeit zu Zeit: „es wird spät, Herr von Selenberg! Wollen Sie sich nicht anziehen? Ich mache wichtige Geschäfte gern früh ab.“ Selenberg kleidete sich langsam an, und hielt

dabei eine Vorlesung über die Raserei der Duelle; allein er merkte zuletzt, daß der Major nicht einmal zuhörte.

Endlich war er fertig, so lange er auch gezögert hatte. Nun stand der Major auf, nahm seine Mütze, und ging. Selenberg folgte ihm mit langsamen Schritten, und sagte: „ich muß doch erst satteln lassen!“ — „Ist schon besorgt,“ erwiederte der Major: „Ihr Pferd steht seit einer halben Stunde da.“ Er ritt mit Selenbergen nach einem abgelegenen Hölzchen, sprang da vom Pferde, und winkte seinem Hennig, es zu halten. „Hier, guter Gott, hier bin ich!“ sagte er laut. „Verzeihe, daß ich Wurm dein Richtschwert nehme!“ (Dabei zog er den Säbel.) „Aber ich muß. Ein Mensch, der ein gutes Mädchen so schändlich verführt, und ihre Eltern ermordet hat, der nun noch obendrein sein armes, unschuldiges Kind verstößt: der ist nicht werth, daß ihn die Erde trägt. Seine Seele empfehl' ich deiner Barmherzigkeit.“

Selenbergen war schon jezt zu Muthe, als sollte er niederknieen, um enthauptet zu werden. Noch bleicher wurde er aber, als der Major fragte: „ist es Ihnen nicht gefällig abzusteigen?“ Hennig hatte Mitleiden mit Selenbergs Angst und sagte: „Herr Oberstwachtmeister, laßen Sie doch den Herrn Präsidenten sich erst erholen. Er sieht ja aus, als ob er schon da läge! Dem könnte jezt ein Kind den Gnadenfang geben.“ — „Nun, ich habe noch Zeit,“ erwiederte der

Major, der sich ebenfalls des Mitleidens nicht erwehren konnte. Endlich stieg Selenberg ab, und mit Empfindungen, als sollte er in die Ewigkeit treten. —

„O Gott!" sagte der Major, und blickte gen Himmel; „dein Auge sieht uns. Sei dem Sünder barmherzig und gnädig!" — Bei diesen fürchterlichen Worten war Selenberg wie schon vernichtet. Er legte die Hand an seine Stirn, die mit Angstschweiß übergoßen war, und schwankte. „Sie wollen mein Leben!" sagte er endlich mit bebender Stimme. „Warum aber, da ich gern wieder gut machen will, was ich kann? Fordern Sie, Herr Major; ich räume Alles ein. Ja, ich will Dorchen als meine Gemahlin und das Kind als meine Tochter anerkennen."

Der Major sah ihn lange sehr ernsthaft an. Endlich sagte er: „nun, es sei darum! Ich habe hier nicht meinen Verdruß zu rächen, sondern Ihre Frau und Ihre Tochter zu vertheidigen. Aber stehe ich so" — er hob den blinkenden Säbel — „zum dritten Male vor Ihnen, dann wird kein Anerbiethen Sie retten! . . . Sie wollen also Frau und Tochter anerkennen?"

„Das will ich, so feierlich Sie es verlangen; selbst in Gegenwart des Hofes, wenn es seyn muß."

„Was Hof! Was hat der mit der Sache zu thun! Sie sollen Ihrer Frau und Ihrer Tochter nur ein hinlängliches

Auskommen geben; zum Exempel das kleine Gut in der Mark."

Selenberg bewilligte das sehr gern, und ritt nun sehr erleichtert wieder nach der Stadt. Unterweges bath er den Major, ihm seine Frau und Tochter zum Mittagessen zu bringen. Jezt, da er seinen Kopf wieder hatte, behandelte er Dorchen mit der Artigkeit eines Hofmannes, der sich in sein Schicksal ergibt, und freiwillig zu thun scheint, was er thun muß. Er nahm sogar seine Tochter einige Male in die Arme, und liebkoste ihr. Nach Tische machte er die Abtretung des Gutes in der Mark gerichtlich. Dorchen wußte von der Scene am heutigen Morgen nichts; daher schien ihr Selenbergs Benehmen so edelmüthig, daß sie ihm keinen Vorwurf machen konnte, und bei der ganzen Verhandlung schweigend, mit Thränen in den schönen Augen, da saß. Selenberg empfand jezt wirklich, für sie uud seine Tochter eine Art von Wohlwollen, das doch den Stachel seines Verdrußes ein wenig stumpfte. Gegen Abend, als Beide mit dem Major weggehen wollten, hatte er nicht den Muth zu fragen: „wird meine Frau nicht bei mir bleiben?" Man ging verlegen, doch mit Artigkeit, auseinander; und schon am folgenden Morgen ganz früh, fuhr der Major mit der Frau von Selenberg nach Sollingen ab, das er in Kurzem heiter wiedersah.

Der Kreis der Freude vermehrte sich dort mit den Men-

schen, und die Hoffnung des Majors, daß auch Hennig und Seibold wiederkommen würden, wuchs mit jedem Tage. „Gebt Acht!" sagte er mit frohen Blicken; „wir werden noch Alle glücklich! und auch du, Emilie!"

Man fuhr zusammen nach Ransleben. „Nicht wahr, Herr Graf," sagte der Major; „nun bekommt mein Hennig Ihre gute Tochter?" Der Graf sagte zwar nicht ausdrücklich Ja, doch eben so wenig Nein; und Louise konnte sich die süßesten Hoffnungen machen.

Die Freude wurde immer größer, als man endlich bestimmt erfuhr, daß Karl und Selenberg zusammen auf Reisen gegangen wären und sobald nicht wiederkommen würden. — Selenberg hatte gleich nach der letzten Zusammenkunft mit dem Major seinen Abschied gefordert, um dem Hohnlächeln, das er befürchten mußte, auszuweichen, und war zu seinem Freunde Karl geeilt. Nun brauchten Emilie und Julie nicht mehr vor ihm zu zittern, was sie zeither noch immer gethan hatten, ob gleich der Major ihnen oft versicherte, daß sie nichts von ihm befürchten dürften.

Jezt schrieb Louise an Henningen, und ihre Feder war in die Flamme der Liebe getaucht, als sie ihn beschwor, sobald als möglich zurückzukommen. Der rußische Resident in der Hauptstadt versprach, den Brief zu besorgen.

Emilie war die Einzige unter den glücklichen Menschen

in Sollingen, die nicht wieder heiter wurde, da durch alle Erkundigung niemand etwas von Seibolden erfahren konnte. Selbst der Major fing an ein Unglück zu befürchten: „denn," sagte er zu seinem Alten, „er hätte geschrieben, wenn er . . . — noch lebte," wollte er hinzu setzen; aber die Worte wurden ein tiefer Seufzer.

Eben jezt, da man in Sollingen und Ransleben noch oft voll Sorgen war, lag Hennig schon an dem Herzen seines geliebten Lehrers. Seibold hatte sogleich mit nach Ungarn marschiren müßen, und war zu genau beobachtet worden, um nur noch einmal schreiben zu können. Sein Kummer, seine Sehnsucht machten ihn krank, und endlich kam er mit andern Halbkranken an die türkische Gränze. Hier wurde er eingestellt, und erwarb sich durch seine Kenntniße bald die Achtung seines Kapitains, der ihn dann in Kurzem zum Unterofficier ernannte, und ihm auch Hoffnung machte, daß er höher steigen sollte. Er war nicht ausgezeichnet brav, aber auch nicht feigherzig, und wegen seiner kalten Entschlossenheit überall zu gebrauchen.

Bei Munkatsch sollte ein kleines Corps von Rußen und Oestreichern zusammen gezogen werden. Das Loos traf eben das Regiment, bei welchem Seibold stand, und es marschirte über das Gebirge an das Ufer des Niester, wo man Vorposten ausstellte, um die Streifereien der türkischen leichten

Truppen zu verhüten. Eines Tages wurden die rußischen Vorposten im Walde, längs dem Fluße weiter hinauf, überfallen, und es entstand Lärm. Der östreichische Befehlshaber schickte einige Freiwillige dahin, und mit ihnen mußte auch Seibold gehen. Schon zogen die Rußen sich fliehend zurück, und die Türken folgten ihnen; doch das Gefecht erneuerte sich, als die Oestreicher nach und nach herankamen. Auch jezt waren die Türken noch zu stark, und umschwärmten auf ihren flüchtigen Pferden die Feinde von allen Seiten. Das Gefecht mußte sich also in mehrere kleinere zertheilen. Seibold zog sich mit einigen Soldaten in das Gebüsch, um dem Feinde in den Rücken zu kommen. Auf einmal sah er zwei Türken gegen einen rußischen Officier fechten, der schon verwundet war, und sich nur noch schwach vertheidigte. Er eilte hinzu; aber seine Leute folgten ihm nicht, weil so eben auch sie von Feinden angesprengt wurden. Seibold schoß. Die beiden Türken wendeten um; und in diesem Augenblicke sank der rußische Officier ermattet vom Pferde.

Jezt hörte Seibold von allen Seiten das fürchterliche Angriffsgeschrei der Türken, und neben ihm wurde gerufen: „zurück, zurück, wir sind verloren!" Schon wollte er wieder in den Wald; aber er bemerkte daß der rußische Officier eine Bewegung machte und einen Seufzer ausstieß. Nun sprang er hinzu, rüttelte ihn, und goß ihm etwas Branntwein auf die Lippen. Endlich schlug der Officier die Augen auf. Sei-

bold deutete ihm durch Zeichen an: er möchte sich retten. Als der Officier sich mit Mühe aufgerichtet hatte, führte Seibold ihn in das dickste Gebüsch, und setzte ihn an einem Baume nieder. Nun hieb er mit seinem Pallasch Strauchwerk ab, um den Ort, wo der Ruße lag, noch mehr zu verstecken: und so oft er Menschen hörte, ging er selbst wieder in das Gebüsch zurück.

Der Lärm verlor sich endlich in die Ferne hin. Jezt kam Seibold zu dem Rußen, der bleich und mit Blut bedeckt da saß, und gab ihm durch Zeichen zu verstehen, daß er seine Wunden (einen Hieb über den Kopf, und einen andern in dem Oberarm) verbinden wollte. Er that es, so gut er konnte. Der Ruße drückte seinem Retter die Hand, und schlief dann vor Erschöpfung ein.

Seibold fand auf dem Kampfplatze den Doliman und den Turban eines gebliebenen Türken, und auch einen Mantel. Das Alles brachte er seinem Rußen, um ihn damit zu bedecken. Jezt war es Abend. In der Nacht spürte Seibold umher, ob er nicht irgendwo einen rußischen oder östreichischen Posten finden könnte; aber er merkte von fern nichts als Türken, und kam beinahe ohne Hoffnung wieder zu seinem Rußen, der noch immer in tiefem Schlafe lag. Endlich erwachte der Ruße. Seibold hatte den Einfall, ihn französisch anzureden, und bekam zu seiner Freude Antwort in eben der Spra=

che. Er brach aber das Gespräch sogleich wieder ab, damit der Kranke nicht noch mehr ermatten möchte.

Sie genoßen etwas von dem Brode, das Seibold noch hatte, und nahmen sich vor, den ganzen Tag über hier zu verweilen, die künftige Nacht aber längst dem Niester hin zu gehen, wodurch sie nothwendig nach Czerwouogrod kommen mußten. Am Tage hielten sie sich ganz still, und aßen einige Wurzeln, die Seibold gefunden hatte. Als die Nacht einbrach, gingen sie längs dem Fluße hin durch dicken Wald und Sumpf. Der Ruße stützte sich dabei auf Seiboldn, der mit der größten Geduld alle Unbequemlichkeiten übernahm, die Dornen im Wege niederhieb, und von Zeit zu Zeit einen Ruheplatz aufsuchte, wo sein Kranker sitzen konnte.

Am folgenden Morgen rekognoscirte Seibold die Gegend, und fand alles sicher. Nun suchte er an irgend einen Ort zu kommen, wo Nahrungsmittel wären. Er ging allein, und fand endlich die Hütte eines Polen oder eines Moldauers; denn die Kleidung des Bewohners war aus den Trachten beider Nationen zusammengesetzt. Dieser Mann ging mit Seibolden, und half den Rußen nach seiner Hütte führen. Er nahm die Fremden mit Gastfreundschaft auf, theilte ihnen mit was er hatte, einige gedörrte Fische, und ließ seine Tochter ein Lager von Baumblättern bereiten. Seibold gab ihm zu verstehen, daß sein Gefährte verwundet wäre. Nun bekreuzte

sich der Mann, und nannte den Namen Maria, um zu sagen, daß er ein Christ sei, und daß er ihnen helfen wolle.

Das war in der That sehr nöthig; denn der Weg hatte den Rußen so angegriffen, daß er ein heftiges Fieber empfand, ehe er sich noch auf das Lager niederlegen konnte. Seibold wollte ihm nun die Wunden ordentlich verbinden. Das Mädchen sah ihm erstaunt und mitleidig zu, gab ihm zu verstehen, daß er warten möchte, und lief aus der Hütte. Nach einer Viertelstunde kam sie mit einer Menge Kräuter und Wurzeln wieder, und käuete einen Theil, um den Kranken damit zu behandeln. Seibold trug Bedenken, ob er das zugeben konnte. Der Alte kreuzte sich aber einmal über das andre, nahm ein Beil, machte die Bewegung des Holzhauens, und zeigte dann triumphirend auf seine Tochter. Seibold verstand sehr leicht, daß der Mann sagen wollte, er habe sich ins Bein gehauen, und sei von seiner Tochter geheilt worden: indeß schüttelte er noch immer den Kopf. Nun warf das Mädchen sich vor dem Kranken nieder, sprach sehr eifrig, und legte die Hand auf die Brust, als ob sie versicherte.

Der Ruße sagte endlich zu Seibolden, laßen Sie dem Mädchen seinen Willen. „Sie wusch nun die eine Wunde, und legte ihren Umschlag von Kräutern und Wurzeln auf. Als der Ruße zu verstehen gab, daß es kühlte, tanzte sie umher, und küßte seine Hände. Die Kopfwunde behandelte sie

eben so. Aber vorher machte sie eine Oeffnung im Dache auf, um ein wenig Licht in die finstre Hütte, oder vielmehr nur auf das Lager des Kranken, zu bringen; und ihrem Vater sagte sie: „er möchte die Haare auf dem Kopfe des Verwundeten so viel als nöthig abscheeren."

Nun ging das Mädchen weg, um Wasser zu holen und damit das Blut aus dem Gesichte des Kranken zu waschen. Während dessen schrieb dieser mit Thränen in den Augen etwas in seine Schreibtafel, reichte sie dann Seibold hin, und sagte mit matter Stimme, noch immer französisch: sterbe ich, so bestellen Sie das. Sie werden es nicht bereuen." Seibold versprach ihm seinen Auftrag zu besorgen, und ging nun, weil eben das Mädchen wiederkam, hinaus, um seine mitleidigen Thränen nicht länger unterdrücken zu dürfen. Nach einer Weile sah er die Addreße an, die sein Ruße ihm aufgeschrieben hatte; und er wurde bleich, als er las; a Monsieur le Major de Halden à Sollingen, près de ***. Jezt erkannte er auch die Hand. Wer weis seinen Schmerz, sein Entzücken zu schildern! Es war Hennig, den er gerettet, es war Hennig, mit dem die Vorsehung ihn in dieser fernen Gegend zusammen geführt hatte! — Er sank mit lautem Schluchzen auf die Kniee, und konnte kaum noch die Schreibtafel in den zitternden Händen halten. Als er endlich wieder in die Hütte gehen wollte, kam das Mädchen heraus, und winkte ihm: er möchte still seyn, der Kranke schliefe.

Mit überwallender Freude drückte Seibold das Mädchen an seine Brust, und rief: „es ist Hennig! es ist mein Freund, mein Geliebter! Sieh hier, hier!“ Er hielt dem Mädchen die Schreibtafel hin. Sie legte ihm die Hand auf den Mund, zeigte auf die Hütte, und machte die Augen zu.

Seibold besann sich endlich. Er las nun mit schmerzlichem Entzücken den Brief, den Hennig schon früher an seinen Oheim geschrieben, und zu dem er jezt mit Bleistift einige Zeilen hinzugesezt hatte, worin er Abschied nahm, seinen Retter, den edlen Ungar, empfahl, und auch Louisen Lebewohl sagte. Mit gefalteten Händen dankte Seibold dem Himmel, daß der Zufall ihn in ein so fernes Land geführt hatte. Auch das Mädchen fiel, als sie das sah, auf die Kniee, und bethete.

Seibold bedachte jezt, daß er Hennigen noch nicht sagen dürfte, wer er sei, weil ihm die Freude sonst schädlich seyn könnte. Wie es zugegangen war, daß sie einander nicht schon früher erkannt hatten, sah er bald ein. Hennigs Gesicht war von Blut entstellt, und Seibold selbst in dem Feldzuge braun und mager geworden. Die Kleidung und die Entfernung von dem Vaterlande trugen ebenfalls dazu bei, sie einander unkenntlich zu machen. Wenn sie nun auch dunkel Aehnlichkeit mit einer ihnen schon bekannten Stimme zu bemerken glaubten — wie war nur daran zu denken, daß Hennig bei

den Rußen, und Seibold bei den Oesterreichern wäre? Und gesprochen hatten sie seit ihrem Zusammentreffen nur einzelne Worte in einer fremden Sprache.

Leise kroch Seibold nun durch die niedrige Thür in die Hütte, und machte die Oeffnung im Dache wieder auf, um seinen Hennig deutlicher zu sehen. Jezt, da kein Blut mehr das Gesicht entstellte, erkannte er auch dessen Züge. Er warf sich leise an dem Lager nieder, und hatte Mühe, sein Schluchzen zu unterdrücken. Das Mädchen sah ihm mit gerührten Blicken zu. Sie legte die Hand auf seine Schulter, und schien fragen zu wollen: warum er solchen Theil an dem Jüngling nehme? Seibold zeigte erst auf Henningen, dann auf sein Herz, und drückte die Hände wie in einer Umarmung zusammen. Das Mädchen machte allerlei freudige Bewegungen, als ob sie ihn verstände. Ihr Vater kam eben herein. Sie zeigte mit Thränen in den Augen auf ihn und sich, legte des Vaters Hand auf ihren Kopf, und wies dann auf Seibolden und Hennigen, als ob sie fragen wollte: „bist du sein Vater?" Als Seibold mit dem Kopfe nickte, erzählte das Mädchen dem Alten mit großem Eifer, wahrscheinlich, daß hier der Vater den Sohn wiedergefunden hätte. Nun lief sie weg, und kam nach einiger Zeit sehr fröhlich mit Früchten, Blumen und einem Haasen, den sie geschoßen hatte, wieder. Sie bereitete den Haasen zu, und brachte Milch von einigen Kühen, die zu der Hütte gehörten; kurz, sie traf

Anstalten, dieses glückliche Zusammentreffen durch ein Fest zu feiern.

Seibold merkte bald, was das gutherzige Mädchen wollte; denn sie fing sogar an sich zu putzen. Er bezeugte ihr seine Dankbarkeit und gab ihr einige Geldstücke, einen Kamm, ein Messer, eine Scheere, die er bei sich hatte. O Gott! dachte er mit gen Himmel gerichteten Blicken: so gibt es auch in den ödesten Wildnißen Menschen, die dein Gesetz erkennen und ehren! Endlich schlug Hennig die Augen auf. Seibold wendete sich sogleich ab; aber nun kniecte das Mädchen zu Hennigen nieder, und schien ihm begreiflich machen zu wollen, daß hier sein Vater wäre. Sie zog Seibolden herbei, wurde böse, als er das Gesicht noch immer abwendete, und gab ihm seine Geschenke zurück. Seibold drang sie ihr wieder auf, und sagte deutsch: „gutes, liebes Mädchen!" Schnell wendete Hennig den Kopf zu ihm. „Sie sprechen deutsch?" — — Seibold bejahete. „O Gott! welche Freude!" rief Hennig, und es goß sich Farbe über seine Wangen. Auch ich bin ein Deutscher." Er reichte Seibolden mit einer zärtlichen Bewegung die Hand hin. „O mein Retter! mein Wohlthäter!" Seibold wendete sich ab, um seine tiefe Rührung zu verbergen. Aber das Mädchen drehete ihn zu Hennigen um, und bath, wie es schien, er möchte sich doch endlich nennen. Hennig blickte seinen Retter verwundert an, und hielt ihm beide Arme hin. Nun widerstand Seibold nicht länger. Er

warf sich an die Brust seines Freundes, und rief, sich vergeßend, „o, du geliebter Jüngling!“ — „Seibold! Seibold!“ rief Hennig; der ihn den Augenblick an diesem Tone erkannte. Er wollte aufspringen; aber er sank bleich auf sein Lager zurück. Doch bald drangen aus seinen Augen, die starr auf Seibolden gerichtet blieben, Freudenthränen hervor. Nach und nach kam wieder Farbe in sein Gesicht, und Kraft in seine Muskeln, daß er sich aufrichten konnte. Jezt schloß Seibold ihn in seine Arme, an sein Herz. Ihre Thränen mischten sich; Seufzer, Liebkosungen und Töne des Entzückens drangen aus ihren Lippen. Das Mädchen tanzte in frohem Taumel umher, und der Alte betrachtete das Schauspiel mit freudigen Blicken.

Die Freude war Hennigen nicht schädlich, sondern goß neue Kraft in seinen Körper. Er lehnte sich an die Wand, und nun erzählten Beide einander ihre Begebenheiten unter immerwährenden Liebkosungen und zärtlichen Thränen. Seibold fing schon am folgenden Tage wieder an, in der Nachbarschaft zu untersuchen, ob sie auch sicher wären. Weit und breit war alles ruhig, und in der öden Gegend weder Feinde noch Freunde zu sehen. Nun beschloß Seibold, hier die Wiederherstellung seines Freundes abzuwarten.

Eines Tages kam der Alte nach Hause, und seine beiden Gäste sahen ihm an, daß er ihnen eine wichtige Nachricht zu

geben hatte. Seibold glaubte schon, es wären Feinde in der Nähe; aber das Mädchen brachte ihn bald aus seinem Irrthume, und machte deutlich, was ihr Vater wollte. Sie setzte dem Alten Hennigs rußisches Kasket auf, und hängte ihm Seibolds Mütze mit der östreichischen Chiffer an, so daß er, wie nun leicht zu begreifen war, die beiden christlichen Mächte vorstellen sollte. Nun setzte sie den Turban auf, den Seibold neulich auf dem Kampfplatze gefunden und aus Vorsorge mitgenommen hatte. Dann focht sie mit ihrem Vater eine Zeitlang. Endlich steckten Beide die Degen ein und gaben einander die Hände. Nun verstanden Seibold und Hennig, was ihnen in der That die allerwichtigste Nachricht war, daß der Friede zwischen den feindlichen Mächten geschloßen sei. Ihrer Rückreise lag jezt weiter nichts im Wege, als Hennigs Wunden; doch die Kräuter des Mädchens thaten ihm sehr gute Dienste, und er war in einigen Wochen vollkommen wieder hergestellt.

Seibold und Hennig wußten zu ihrem Kummer nicht, womit sie ihren Wirth und seine Tochter für so wichtige Dienste belohnen sollten. Beide gaben sich große Mühe, ihnen den Wunsch anzudeuten ,daß sie mit nach Deutschland reisen möchten; aber es war vergeblich. Endlich erkundigten sie sich, ob nicht in der Nähe ein Dorf sei. Als der Vater es bejahete, bathen sie ihn und die Tochter, sie dahin zu begleiten. Nach einigen Stunden hatten sie das Dorf erreicht, und zu ihrer

großen Freude fanden sie darin einen Juden, der deutsch genug verstand, um ihr Dolmetscher seyn zu können. Hennig ließ durch den Juden seinem Wirthe vorschlagen, ihn mit seiner Tochter nach Deutschland zu begleiten, wo er für ihr Glück sorgen wollte.

Nun entstand eine sehr rührende Scene. Das Mädchen sprach sehr eifrig mit dem Juden, und er sagte dann mit Lächeln: „sie bäthe die beiden Herren, in ihrer Hütte zu bleiben; dann wollte sie fischen, jagen, und alle andre Arbeit für sie verrichten. Hennig und Seibold mußten das freilich ablehnen; aber sie schloßen das gutherzige Mädchen in ihre Arme, und versicherten sie mit Thränen und Küßen ihrer zärtlichen Dankbarkeit. — Sie ließen nun den Alten fragen, was sie für ihn thun könnten; und er antwortete: „sie sollen sich unser zuweilen erinnern." Beide wußten nun gar nicht mehr wie sie ihren gütigen Wirth und seine Tochter belohnen sollten. Der Jude, der die Bedürfniße dieser Naturkinder besser kannte, half ihnen aus der Verlegenheit. „Einige Louisd'or," sagte er, wären hinlänglich, diese Menschen reich und glücklich zu machen. Man gab ihm Geld, und er kaufte dafür in dem Dorfe eine trächtige Kuh, eine Säge, einige Beile, und noch andere unentbehrliche Hausgeräthe.

Er selbst handelte mit Kleidungsstücken und Putz für diese Menschen. Hennig kaufte beinahe seinen ganzen Kram,

und schenkte ihn seinen Wohlthätern. Dann wechselte er von dem Juden eine Anzahl Dukaten, schlug Löcher hinein, zog sie auf eine Schnur von seiner Uniform, und hängte sie dem Mädchen mit Liebkosungen um den Hals. Sie hüpfte und jauchzte vor Freude. Der Jude sagte den beiden Deutschen: „sie wäre vollkommen glücklich; denn nun könnte sie einen jungen Menschen in dem Dorfe, den sie liebte, heirathen.

Diese Scene zog Menschen herbei, und endlich auch den Geliebten des Mädchens. Sie hüpfte ihm entgegen, zeigte ihm die Reihe Dukaten, die Kuh, die Säge, die Beile, den Putz; und die Verbindung war in dem Augenblicke geschloßen. Dann eilte das Mädchen von der Brust ihres Geliebten an Hennigs, an Seibolds Brust. Beide konnten sich erst spät aus den Armen dieser gutartigen, genügsamen Naturmenschen losreißen, und gingen dann mit dem Juden, der ihnen die Nachricht von dem Frieden bestätigt hatte, den Weg nach Halicz. Der Jude, der schon seit dreißig Jahren in diesen Gegenden handelte und alle Wege kannte, führte sie über die Quelle der Weichsel bis nach Krakau; und überall fanden sie dieselbe Gastfreundschaft, wie in der Hütte ihres Alten.

In Krakau schrieb Hennig an den Chef des rußischen Regiments, unter welchem er gestanden hatte, um seinen Abschied, und kaufte für sich und Seibold bürgerliche Klei-

dung. Dann fuhren sie nach Neiße, und von da nach Dresden. Als sie auf der letzten Station vor dieser Residenz bei ihrer Mahlzeit mit Ungeduld auf Pferde hofften, kam gerade eine Extrapost von dorther an, und es sprangen zwei Reisende aus dem Wagen. Der eine — es war Selenberg — grüßte, als er in das Zimmer trat, die beiden Fremden nachläßig, ohne sie zu erkennen. Der andre, Karl, sprach noch in der Thür mit dem Posthalter. Jener wendete sich um, und sagte: „das war für Dresden lange genug, Halden. Nun aber auch schnurgerade nach Wien! Du sollst sehen, wie glücklich wir dort seyn werden; der Friede müßte uns denn Seibolden auf den Leib hetzen!"

„Er wird ja nicht!" erwiederte Karl spöttisch lächelnd. — „Er wird!" rief Hennig, und sprang auf: „er wird! Da sitzt er!" Karl erkannte seinen Bruder und Seibolden, und wurde bleich vor Schrecken. Auch Selenberg erschrack; doch faßte er sich bald wieder. „Sieh da, Herr von Halden! Willkommen in Deutschland!" — „Willkommen!" wiederholte Karl ganz leise. — „Ich bitte dich, ruhig!" flisterte Seibold seinem Freunde zu; und Hennig setzte sich, um weiter zu essen. „Eine Frage, hob Hennig wieder an, der keine Briefe aus Sollingen bekommen hatte: „lebt mein Onkel noch?" — „Ja!" — „Und Emilie?" (Seibold erröthete.) — „Ist in Sollingen," antwortete Karl verdrießlich. — „Und die Gräfin Espenbruch?" fragte Hennig zitternd. — „Ich

bin schon lange von Hause weg." — „Was du auch denken magst," sagte Hennig, und trat auf seinen Bruder zu: „ich bitte dich, antworte deutlich! Ist sie — verheirathet?" Karl antwortete mit finstern hämischen Blicken: „in der That, das kann ich nicht bestimmt sagen. So viel weis ich, daß ihre Hochzeit einige Tage vor meiner Abreise angesetzt war."

Hennig wurde bleich, und heftete die traurigen Blicke auf seinen Bruder. Dann wendete er sich zu Seibolden, und fiel ihm mit Zittern um den Hals. Karl lächelte; aber die Hölle tobte in seiner Brust, und er mußte bald die scheuen Blicke zu Boden schlagen. Seibold faßte ihn scharf ins Auge, und sagte: „also nur angesetzt! nicht vollzogen!" — „Ist das eine Lüge, Karl!" rief Hennig; — „du gießest mir höllisches Gift in die Seele; — aber ist es eine Lüge, so sei dir der Himmel gnädig!"

„Du wirst zu Hause erfahren, daß es so ist. Ihr Hochzeitstag war angesetzt, als ich abreiste."

„O!" sagte Hennig mit Schmerz; „wäre ich doch in unserer Hütte am Ufer des Niester! Uns fehlte da nichts! was die Natur bedarf: und Herzen hatten diese Menschen! Herzen!" Karl ging während dieser Apostrophe hinaus, und trieb den Postmeister, Pferde zu schaffen. Die Vorstellung des Glückes, das seinen Bruder erwartete, erregte ihm den bittersten Verdruß. Er fühlte (und das war die Strafe sei-

ner schändlichen Handlungen), daß er mit allem seinem Haße, mit aller seiner Bosheit das Glück seines Bruders nur erhöhet hatte. Seine Fantasie zeigte ihm den Augenblick, da Seibold und Hennig in Emiliens und Louisens Arme sinken und Alle durch Liebe glücklich seyn würden. Schon dachte er auf ein Mittel, dies Glück noch einmal zu stören; aber er sah keine Hoffnung, daß es ihm gelingen könnte. Mit heimlichen Verwünschungen gegen Selenbergen und sich selbst stieg er in den Wagen, und konnte für's erste gar nicht wieder in die vorige Stimmung kommen.

Auch die beiden Andern fuhren endlich ab. Hennig verwarf alle Hoffnungen, die Seibold ihm geben wollte, als die leeresten Träume; und so kam er der Gegend, die nun keine Freude mehr für ihn hatte, immer näher.

In Sollingen fühlte man sich jezt nicht weniger unglücklich. Der rußische Resident in der Hauptstadt hatte von dem General, den er Hennigen empfohlen, einen Brief mit der Nachricht bekommen, daß der junge Halden wahrscheinlich geblieben wäre. „Man hat zwar," schrieb der General, „seinen Körper nicht gefunden; aber an Gefangenschat ist bei einem so blutgierigen Volke, wie die Türken, nicht zu denken." Der Resident theilte dem Kammerherrn die traurige Nachricht mit, freilich um nicht alle Hoffnung auf einmal zu vernich=

ten, mit dem Zusatze; daß sein Sohn vielleicht nur in Gefangenschaft wäre.

Der Kammerherr schüttelte den Kopf, als er den Brief gelesen hatte, gab ihn dann seiner Frau, und ging in sein Kabinet, um dem guten Sohn heimlich einige Thränen zu weinen. „Du bist dahin, armer Hennig!" sagte er klagend. „Ich habe dich nie gehaßt, mein Sohn! Nur deine Mutter that es! Und du warest doch besser als dein Bruder. Ach, im Himmel wird es deine Mutter mir doch nicht wehren, dich Sohn zu nennen, dich an meine Brust zu drücken, und dir zu sagen, daß ich dein Vater bin! Guter Hennig! ich habe eben so wenige glückliche Tage gehabt, wie du; und noch weniger, denn dich liebte doch dein Oheim, mein ehrlicher Bruder; aber wer hat mich geliebt? Wollte Gott, ich wäre mit dir im Grabe! Ich bin ihnen so gut zur Last, wie du, armer Hennig!" — So beklagte der Vater ganz in der Stille seinen unglücklichen Sohn; aber er trocknete sich sogleich die Augen, und trat zu seiner Kanarienhecke, als er seine Frau an ihrem Gange hörte.

Es war jezt ein besonderes Gemisch von Empfindungen in der Seele der Kammerherin: nicht eigentliches Mitleiden, und eben so wenig Betrübniß, sondern vielmehr eine Art von Angst, ein peinliches Bewußtseyn ihrer Mitschuld an Hennigs Tode, daß ihr Thränen in die Augen drängte. — Aber welche

Mittel hat der Mensch nicht, sein moralisches Gefühl zu entstellen! Die Frau fühlte Gewissensbisse; allein sie befreiete sich davon mit dem Ausrufe: „er verdient zwar keine Thränen; aber er war doch mein Kind!" Sie nannte ihre Angst: Betrübniß; das Gefühl ihrer Schuld: Mitleiden; und dabei hatte sie den unmenschlichen Gedanken: o, wenn er nur nicht gefangen ist! sonst könnte er einmal wiederkommen.

Als der Kammerherr den weinerlichen Ausruf, der arme Hennig! hörte, wendete er sich von den Kanarienvögeln ab, und blickte seine Frau an, um zu sehen, ob es ihr Ernst mit dieser Klage wäre. Sie fuhr ihn an: „o, du bist doch bei Allem kalt und gefühllos! Ich glaube, auch Karl könnte sterben, und du würdest kein Wort dazu sagen."

„Ach liebe Frau, erwiederte er, und seine Thränen brachen unaufhaltsam hervor; „darf ich denn um meinen unschuldigen, lieben guten Sohn weinen? Gott gebe, daß es wahr seyn mag, was der Resident schreibt; daß er vielleicht gefangen seyn kann! Wenn er wiederkäme; ja, mit Freuden wollten wir ihn aufnehmen, und das Unrecht, das wir ihm thaten —"

„Unrecht? Was sprichst du für aberwitziges Zeug! Hat er es besser haben wollen? Warum läuft er zu den Türken! Tod ist er, das sollst du sehen! Und käme er wieder . . . Jezt

können wir um ihn weinen: aber wenn er wieder käme — Nein, er kommt auch nicht wieder, gewiß nicht!"

Der Kammerherr wendete sich ab, faltete die Hände, und schwieg. „Mich soll nur wundern," fing seine Frau in einem triumphirenden Tone wieder an, „was die alberne Gräfin sagen wird, wenn sie es erfährt! Ich will noch erleben, daß sie an Karln denkt! Sollten sie es wohl in Sollingen noch nicht wissen? Höre, lieber Mann, da doch der Major Hennigen hat wollen Kindestheil geben — könnten wir das nicht jezt als Hennigs Erben fordern? Ja, wenn Karl tod wäre, da würde der Major lachen!"

„Das würde er nicht; gewiß nicht! Ich kenne meinen Bruder. Er ist jezt betrübt, und ich bin es auch. Ach, liebe Frau, es war ja unser, nicht des Majors Sohn."

Sie warf einen finstern Blick auf ihren Mann. „Dein Bruder mag weinen oder lachen, das gilt mir gleich. Aber vertheidigen sollst du ihn nicht; das hat er nicht an uns verdient!"

Die Frau Kammerherrin wünschte sich nun eine Gelegenheit, die Nachricht von Hennigs Tode so bald als möglich nach Ransleben und Sollingen zu schaffen: und zu ihrer Freude erfuhr sie, daß gerade ein Bauer aus Ransleben in Moorberg war, und noch diesen Abend wieder dahin zurück gehen wollte. Sie schickte sogleich einen Domestiken ab, der

dem Bauer, wie im Vorbeigehen, die Nachricht sehr umständlich mittheilen mußte. Das alte Fräulein kam früh Morgens zu Louisen auf das Zimmer. „Hm!“ fing sie an und konnte keine Worte finden. „Hm!“ hob sie noch einmal an, und sah Louisen bedenklich ins Gesicht. „Was ist's denn?“ fragte Louise, und stand ohne große Unruhe auf: denn seitdem die Nachricht von dem Friedensschlusse angekommen war, hatte sich ein Theil ihrer Angst um den geliebten Hennig verloren. „Was ist's denn, liebe Cousine?“

„Ich habe Ihnen etwas zu sagen,“ brachte das Fräulein ängstlich hervor. „Aber Sie müßen mir vorher versprechen, daß Sie sich faßen wollen.“ — Auf einmal war Louisens Gesicht mit Todenbläße bedeckt: sie wankte, und schrie fürchterlich auf. Auch das Fräulein schrie, und sagte dann: „Mein Gott, liebes Kind, erholen Sie sich!“ — „O was ist's? was ist's?“ rief Louise, und hängte sich zitternd an des Fräuleins Arm. — „Wenn Sie nicht ruhig sind,“ antwortete das Fräulein noch ängstlicher, „so sag' ich gar nichts.“ — „Ich bin ja ruhig!“ erwiederte Louise, und warf sich, die Hände ringend, auf einen Stuhl. „Nun?“

„Es geht ein Gerücht, aber nur ein Gerücht. Vielleicht ist es auch wohl nicht wahr; denn es wird viel gesprochen . . .“

„O, um Gottes Barmherzigkeit willen! Was ist es? Sagen Sie! — Ist er tod?“ — „Ach, Halden ist tod!“

Eine solche Wirkung hatte das Fräulein nicht vermuthet; sie stand leichenblaß da, und bereuete ihren Schritt. Louise legte jezt die Hand an die Stirn, und sank mit einem schmerzlichen Ausruf in Ohnmacht. Das Fräulein klingelte heftig. Die Jungfern kamen, und schrieen so laut, daß auch der Graf herbei eilte. Die Hände ringend, jammerte das Fräulein: „Halden ist tod, und nun stirbt die Gräfin auch!“ Sie erzählte dem Grafen, daß Haldens Eltern von dem russischen Residenten einen Brief bekommen hätten, worin ihnen Nachricht von Hennigs Tode gegeben würde. Louise war jezt wieder zu sich selbst gekommen, und hörte diese unglücklichen Worte. „Also tod!“ sagte sie mit jammernder Stimme. — „Von wem wissen Sie das, Cousine?“ fragte der Graf. — Das Fräulein nannte ihre Quelle. „Es ist nicht wahr!“ versicherte der Graf; und Louise hing an seinem Halse mit der furchtbar heftigen Frage: „gewiß nicht?“ „Gewiß nicht!“ sagte der Graf, „sonst hätten wir schon längst Nachricht von dem Major.“

Kaum war das Wort „Major“ aus seinem Munde, so flog Louise an die Thür, die Treppe hinunter, und rief: „den Wagen! O, um Gotteswillen, den Wagen!“ — Der Kutscher eilte, uud wer nur in der Nähe war, half ihm.

So wie man angespannt hatte, sprang Louise hinein, ohne sich darum zu kümmern, daß sie im Nachtkleide war, und rief: „nach Sollingen! um Gotteswillen, geschwind!" Der Wagen rollte weg, ehe der Graf es noch hindern konnte. „Aber," sagte der Graf sehr unmuthig: „im Nachtkleide! Ich wollte, Fräulein! Sie wären mit Ihrer Bothschaft, wer weis wo! Das wird mich zum Gespötte der ganzen Gegend machen. Im Nachtkleide!"

Louise rief sehr oft aus dem Fenster: „fahrt zu, Kutscher! fahrt zu, um Gotteswillen!" Laut jammernd stieg sie in Sollingen aus dem Wagen, und die Hände ringend stürzte sie die Treppe hinauf. Der Major und Alle kamen ihr auf dem Saale entgegen. Sie warf sich, ohne reden zu können, halb ohne Bewußtseyn, dem Major in die Arme, riß ihn an den Schultern, und drückte sich fest an ihn. „Liebes Kind," sagte der Major erschrocken: „erholen Sie sich! Herr Gott, was ist's denn?" — „Mein Halden ist tod!" rief endlich Louise, und sank in des Majors Arme. Er konnte sie nicht mehr halten; so bebte er; und sie sank in die Arme seiner Gattin. „Tod!" sagte er endlich: „Tod! wiederholte er langsam, und beugte sein Gesicht auf die Brust. „Hennig tod! sagte er noch einmal, sank auf einen Stuhl, und sah in tiefem, stillem Schmerze vor sich hin. Dorchen führte Louisen zu dem Sofa; Emilie suchte den Major zu beruhigen, so trostlos sie auch selbst war. Er wies sie, seine Gattin und

seine Tochter von sich, und seufzte dann nach einer langen Pause: „ich bin ein Wurm. Hier kann ich nicht sagen: du hasts gegeben, du hasts genommen! Nein, Gott hat mich alten Mann zu Schande und Spott gemacht. Ich sehe den Goldjungen bald wieder: das ist mein einziger Trost!" Seine Stimme war von Schmerz gebrochen, und er blickte nicht auf, als er das sagte.

Nach einigen Minuten rief Dorchen die Majorin zu dem Sofa. Louise wollte nicht glauben, daß man hier noch nichts von Hennigs Tode gewußt hätte; und nun kam es zu Erklärungen. — Das alte Fräulein hatte die Nachricht von ihrer Jungfer, die von einem Bauer, der in Moorberg gewesen war, und so weiter. Man fing an zu zweifeln, und richtete einander gegenseitig mit Hoffnungen auf. Der Major lies satteln, und sprengte nach Moorberg, ohne unterweges ein Wort mit seinem alten Hennig zu sprechen. Er ging dort langsam die Treppe hinauf, und fragte seine Schwägerin traurig: „haben Sie Nachrichten von Hennigen?" Sie reichte ihm mit verstellter Betrübniß den Brief des Residenten hin. Als der Major ihn durchgelaufen hatte, gab er ihn kalt zurück, öffnete die Thür, und rief seinem alten Husaren zu: „Hennig, es ist leider wahr! Er ist hin!" Der Alte, der bis jezt mit der Todesangst eines Verbrechers auf dem Saale gestanden hatte, schluchzte laut, und dem Major floßen Thränen über die Wangen — „Er war besser als Karl!" sagte der

Kammerherr auf einmal, von des Majors Schmerz überwältigt, und die beiden Brüder schloßen einander in die Arme. „Karl, der Teufel," sagte der Major halb leise, „hat deinen guten Sohn in den Tod gejagt." Die Mutter fuhr auf; und nun wurde der Major zornig. Er erzählte Karl Betrügerei mit Julien. „Frau," sagte er dann, und trat vor seine Schwägerin hin; „ich will sein Rächer nicht seyn. Aber läßt Gott Ihnen und Ihrem Buben von Sohn das so hingehen; kommen Sie ohne alle Strafe ins Grab: so — Gott mag es mir vergeben! — so läuft es auf Eins hinaus, ob man ehrlich oder ein Schurke ist. Ihr habt den Goldjungen in den Tod gejagt: Ihr! Nicht mein armer Bruder, das seh' ich wohl an seinen Thränen. Ihre, Frau, Ihre Thränen gelten mir nichts, gar nichts. Das sind Judas-Thränen, Krokodills-Thränen. Mein Bruder ist nur ein schwacher Mann, der sich seinen Sohn hat zu Kopf wachsen laßen. Aber glauben Sie mir, er wächst auch Ihnen noch zu Kopfe; und dann wird Ein Teufel den andern martern, oder es müßte kein Gott seyn!"

Mit Heftigkeit eilte er zur Thür hinaus, obgleich seine Schwägerin ihn zum Mittagsessen einlud. Er drückte seinem Hennig die Hand, und sagte: „laß das Heulen, Alter! Wie weit haben wir denn noch hin bis zum Grabe! und da sehen wir ihn ja wieder!"

Noch immer saß Louise bleich auf Einer Stelle, und wartete mit der größten Aengstlichkeit auf die Rückkehr des Majors. Sie hörte nicht, was man ihr sagte, und rührte die blaßen Lippen, als ob sie mit jemanden spräche; nur bei jedem Geräusch auf dem Hofe eilte sie an das Fenster. Endlich kam der Major. Er war durch den Garten in das Haus gegangen, und schlich leise, wie ein Verbrecher, die Treppe hinauf. Als er mit Zittern die Thür aufmachte, eilte Louise ihm mit wilder Hast entgegen.

„Gefangen ist er!" sagte der Major; „gefangen! denn sie haben seinen Körper nicht gefunden; und verschwinden kann doch eine Leiche nicht." Er erzählte nun, was er in dem Briefe gelesen hatte, und wollte Louisen Hoffnungen machen: aber sein eigner Schmerz verrieth ihn. — „Ach," sagte Louise; „wenn Sie es wissen, lieber Vater, so bitte ich Sie, sagen Sie mir Alles. Ich könnte den Höllenschmerz nicht ertragen, meine Hoffnungen zum zweiten Mal zerstört zu sehen. Jezt habe ich mich schon in mein Schicksal ergeben, und bin gefaßt. Sagen Sie mir: ist er tod? Sagen Sie mir Alles auf einmal!"

Der Major schwieg noch; als aber Louise vor ihm niederknieete, brachte er mit Thränen und Schluchzen hervor: „ja, liebes Kind, ich glaube, er ist tod. Tröste dich, und denke, daß auch wir sterben müßen!" Louise stand auf, und

ging mit großen Schritten hin und her. Dann blieb sie stehen, und sah mit trocknen Augen starr vor sich hin. Ihr Vater und das alte Fräulein kamen; und sie hörte nichts von ihnen. Der Graf drang darauf, daß sie mit ihm zurückfahren sollte; aber nun sank sie zusammen, und der Gedanke, sie mit nach Ransleben zu nehmen, mußte aufgegeben werden. Man brachte sie mit Mühe zu Bette, und der Graf selbst entschloß sich, wenigstens bis morgen in Sollingen zu bleiben.

Die Majorin hatte schon vorher den Wagen nach einem Arzte geschickt; der endlich auch ankam. Als er sich nach allen Umständen erkundigt hatte, sagte er: „in der That, der Herr von Halden kann noch leben; doch jezt dürfen wir die Hoffnungen der Gräfin wohl nicht erneuern, weil der Wechsel von Leidenschaften ihr noch mehr schaden würde. Wo ist sie denn?“ — Die Majorin führte ihn zu ihr, in das Zimmer, das Hennig ehemals bewohnt hatte. Der Arzt that einige Fragen, und Louise gab ihm keine Antwort. Er wollte ihren Puls anfaßen; sie zog aber den Arm zurück, und sagte: „laßen Sie mich ruhig sterben!“ — Diese kalte Verschloßenheit machte ihn sehr besorgt, und er sah nun wohl, daß er nothwendig erst ihre Seele wieder in Bewegung bringen müßte. Daher winkte er der Majorin, daß sie weg gehen möchte, und bestritt dann nach und nach die Gewißheit von Hennigs Tode.

Kaum war die Majorin wieder bei ihrem Manne, so erhob sich auf dem Hofe ein Tumult, ein verwirrtes Geschrei von vielen Stimmen. — Niemand im Zimmer kümmerte sich darum; denn alles war um den Major beschäftigt, der matt auf dem Stuhle saß, und wieder in die rührendsten Klagen um seinen Liebling ausgebrochen war.

Der Lärm kam näher. Die Thür flog auf; und Hennig von Halden, Seibold, der alte Hennig und des Majors Tochter stürzten in das Zimmer. Hannchen rief: „hier ist Hennig!“ und nun sanken die Kommenden im Uebermaß ihrer Freude vor dem Major auf die Kniee. Man denke sich, welche Wirkung dieser schnelle Uebergang von Gram zu dem höchsten Entzücken auf das Herz des Majors thun mußte! Hennig breitete die Arme aus ihm entgegen. Alles drängte sich mit lautem Freudengeschrei zu dem für tod gehaltenen Jüngling. Seibold wurde ganz übersehen, weil Hannchens Ausruf: „hier ist Hennig!“ Aller Gedanken und Augen auf diesen hin gezogen hatte.

Der Major lag wie erstarrt, nur mit den Augen lebendig, an der Lehne des Stuhles, und konnte sich nicht faßen. Er sah seinen Liebling an, und wurde immer bleicher. Endlich war er im Stande, die Hand auf Hennigs Stirn zu legen, und seine Lippen rangen mit einem Lächeln. — „Seibold! Gott im Himmel! Seibold!“ rief jezt Emilie, und fiel

dem Geliebten in die Arme. Der Major blickte zu ihr hin, erleichterte mit einem tiefen Seufzer die volle Brust, hob sich auf, und reichte Seibolden die Hand. — „Mir nicht, Vater?" fragte Hennig bestürzt, der noch nicht wußte, daß man ihn für tod gehalten hatte. Der Major sah ihn lächelnd an, sagte leise: „Schmerzenssohn!" und lehnte Hennigs Gesicht an seine Brust. So streckte er die Hand gen Himmel, und sagte demüthig: o, vergieb mir lieber Vater dort oben! Ich hab' ihn wieder!"

In dem Taumel der Freude hatte an Louisen weiter niemand gedacht, als Hennig, dessen einziger Gedanke sie gewesen war. Er sah jezt den Grafen, blickte umher, und fragte: „wo ist die Gräfin Louise?" — Alle schwiegen in großer Verlegenheit. Sie fühlten, daß man die Gräfin erst nach und nach mit ihrem Glücke bekannt machen dürfe: und wenn Hennig erfuhr, daß sie hier, und krank war, so eilte er gewiß den Augenblick zu ihr. „Aber lieber Onkel," fragte Hennig ein wenig finsterer: „ich bitte Sie, wo ist die Gräfin?" — Hm! hm! erwiederte der Major; „die Gräfin? Sieh nur, lieber Hennig, da ist ein dummer Streich paßirt. Wir alle glaubten, du wärest tod: und da . . . — Aber, lieber Sohn, du wirst ja bleich!"

„O, mein ahnendes Herz!" rief Hennig, und warf sich an Seibolds Brust. „Also für tod hielt sie mich?', fragte er

mit bitterem Hohn. „Bravo! bravo! Und, als di? Nachricht ankam, geschwind zu Bette! Ha! ha!"

Man sah einander erstaunt an. „Ja," rief auf einmal des Majors Tochter: „ja das ist wahr! Sie ist auf deiner Stube, Hennig."

In einem Augenblicke war er zum Zimmer hinaus, und Alles eilte ihm nach. So wie er die Thür öffnete, sah er Louisen mit beiden Armen an dem Halse eines jungen Mannes hangen. Der Arzt hatte, um sie zur Sprache, zum Gefühl zu bringen, ihr immer größere Hoffnungen gemacht, und am Ende fast geradezu versichert: Hennig lebt noch. Das wirkte. Sie glaubte dem Arzte, schlang weinend beide Arme um seinen Hals; und in diesem Augenblicke stürzte Hennig in das Zimmer.

„O Gott, da ist er!" rief Louise, sank von ihrer Freude überwältigt auf das Bett zurück, und verbarg das Gesicht in die Decke.

Hennig trat näher. „Verbergen Sie ihr Gesicht nicht, meine Gnädige!" sagte er. Ich bin nur gekommen, Ihnen Glück zu wünschen, ganz und gar nicht Sie zu stören." — Er faßte die Beiden, die am nächsten bei ihm standen, und sagte: die Dame will gern allein seyn. Lassen Sie uns gehen!"

„Aber, Hennig,“ sagte der Major; „was machst du für Zeug? Ich bitte dich, lieber Hennig, was soll das?“

„O nichts, nichts! Diese Dame . . . Ich hatte einmal schöne Träume von ihr. Gott Lob, das ist vorüber! Laßen Sie uns gehen! Ich habe hier nichts mehr zu suchen, nichts mehr zu bitten.“

Der Arzt hatte, als er Hennigen hereinkommen sah, und ihn an Louisens Ausruf erkannte, das Schlimmste für seine Kranke befürchtet. Jezt sah er zu seinem Vergnügen, daß der junge Mann durch sein Betragen die Freude mäßigte, die für Louisen leicht tödlich werden konnte. Er nahm Hennigs Hand, und sagte leise: „vortrefflich! Fahren Sie eine Zeitlang so fort! Besser könnten Sie ihre Rolle nicht spielen.“

„Mein Herr,“ erwiederte Hennig, Sie sind ein Unverschämter, den ich züchtigen werde, wenn er mich noch verspotten will!

„Aber, herzensliebster toller Junge! hat dich denn eine Wespe in den Kopf gestochen? Wahrhaftig, der weis etwas für die Freude!“

Jezt richtetete Louise sich auf, hielt Hennigen die Hand hin, und sagte mit einem zärtlichen Blicke: „Halden! lieber Halden!“

„Wirklich," rief Hennig; „Sie kennen mich noch Ja, meine Gnädige, so hieß ich."

„Aber," brummte der Major, „da muß ich mir die schöne Freude so verderben laßen; Seibold, so sagen Sie doch, was dem Jungen ankommt! Großer Gott! da sind sie Beide wieder. Nun sollten wir uns hinsetzen, und mit Thräneu des Dankes fragen: wie ist es euch gegangen, liebe Jungen? Aber da steht der, und zankt mit dem guten, treuen Mädchen, das sich um den undankbaren Menschen beinahe tod gegrämt hat. Nun wart! sie soll es dir auch schwer genug machen, ehe sie sich mit dir trauen läßt!"

„Ist denn die Gräfin nicht verheirathet?" fragte Hennig, mit Seibolden zugleich, und trat furchtsam an das Bett.

„Verheirathet?" fragten Alle. „Aber seid Ihr denn Narren?" setzte der Major hinzu. „Wer hat das einmal wieder ausgeheckt?"

„Mein Bruder, der abscheuliche Mensch!" rief Hennig, und sank beschämt an dem Bette vor Louisen nieder. Sie schlang beide Arme um seine Schultern, und zog ihn an ihre Lippen. Nun wurde die Freude vollkommen. Der alte Husar rief sein Vivat! Alle riefen es mit, selbst der Graf, obgleich nur leise. Man sank einander jauchzend in die Arme. Niemand dachte an Geburtsrang; fröhliche Menschen feierten das Fest ihres Glückes. Ueberall, wohin man das Auge wendete,

traf es auf eine rührende Gruppe: Hennig vor dem Bette seiner Louise auf den Knieen; neben ihm der alte Husar, der sich auf seine Schulter hinunterbeugte und Freudenthränen weinte; Seibold an Emiliens Herzen; der Major, der rings umher bald diesen, bald jenen umarmte und küßte. „Höre!“ flisterte der Major, als er sich ein wenig gefaßt hatte, einem Reitknecht zu, der mit den übrigen Domestiken in der Thür stand: „höre, lieber, lieber Junge! reit doch hinüber nach Moorberg, und sag meinem Bruder: ich ließe ihn schönstens grüßen, und sein Sohn wäre gesund wieder da. Du sollst Hennigen dafür morgen eine ganze Stunde allein sehen.“

Endlich kam man einigermaßen zur Ruhe, aber noch immer nicht zum Mittagessen, ob es gleich schon vier Uhr geschlagen hatte. Der Major zog Hennigen mit fröhlicher Gewalt in sein Zimmer, und Alles folgte ihm. Sobald Louise allein war, sprang sie gesund aus dem Bette, und war in einer halben Minute bei der übrigen Gesellschaft.

Hennig sah nun rings umher, und wußte nicht, wer Dorchen wäre. Seibold sagte: „sieh da, liebes Dorchen!“ „Jezt Frau von Selenberg;“ fiel der Major ihm in die Rede. „Aber, so erzählt doch!“ — „Sie hier?“ fragte Hennig Julien, die in der Ferne stand. — „Ja, ja; die ist auch hier: jezt die Magdalena in der Bibel. Aber so erzähle doch, lieber goldener Junge!“

So eben kam Louise. Hennig blickte bald auf sie, bald auf Julien. Louise sagte lächelnd: „sie hat uns unglücklich gemacht, aber uns auch gerettet. Man erzählte Hennigen die Geschichte in wenigen Worten; und er rief: „o die höllischen Teufel! (Julie wurde blaß.) Der Selenberg und Karl!“ setzte er hinzu. — „Ei so laß die Teufel, und sag' uns, wie bist du mit Seibolden zusammen gekommen!“ — Hennig mußte die Ungeduld seines Oheims befriedigen. Als er erzählte, wie Seibold ihm das Leben gerettet hatte, stand der Major auf, blickte gen Himmel, und drückte Seibolden an sein Herz. Emilie trat herzu, und sagte: „Seibold, wie viele Pflichten habe ich jezt, Sie zu lieben!“

„Ja, ja!“ rief der Major, „die hast du; und es ist recht, Emilie, daß du es gestehst.“ Er flisterte ihr etwas ins Ohr, und sie ging erröthend hinaus. Hennig mußte nun weiter erzählen. Als die Geschichte zu Ende war, sagte der Major mit andächtiger Freude: „Alter, heute zum letzten Male gegen Gott gemurrt, und in unserem Leben nicht wieder! Ich sage dir, wenn Himmel und Erde um mich her zusammen fielen, so wollte ich stehen wie ein Mann, und mich nicht bücken, es müßte denn ein Unschuldiger vor oder neben mir liegen, den ich dadurch schützen könnte. Und mit dem Duell, das war ein dummer, unüberlegter Streich wie ich nun auch einsehe. Denn haben Sie uns Böses gethan? Sie wollten es nur thun. Den hier verkauften sie nach Ungarn,

und den da jagten sie nach Polen. Da mögen sie Wunder geglaubt haben, was sie Kluges gethan hätten; aber Gott führt die Beiden in der Mitte zusammen, und der eine rettet dem andern das Leben. Emilien schicken sie nach der Mark; und das gibt Gelegenheit, daß die Mamsel Julie unser gutes Louischen aus den Klauen des Teufels, des Karls, erlöst. Ja, ich wollte, daß Selenberg und Karl jezt hereinträten. Ich würde sagen: willkommen! ihr gedachtet es böse mit mir zu machen; aber ihr habt es gut mit mir gemacht."

In diesem Augenblicke kam der Prediger, den Emilie auf ihres Oheims Verlangen hatte rufen laßen. Der Major sagte: „Sie haben meinem Hennig das Leben gerettet, lieber Seibold, und Karl hat Sie an die Werber verkauft. Für das Eine bin ich Ihnen Dank schuldig, für das Andere Genugthuung; und Beides sollen Sie jezt bekommen. Näher, Herr Prediger! Da treten Sie zu Emilien hin, Seibold! . . . Und sei von nun an mein Sohn, wie ich dein Vater bin!" Seibold war überrascht, und sah bald Emilien, bald den Major an. — „Trauen Sie los, Herr Prediger!" sagte der Major. Emilie faßte Seibolds zitternde Hand, und ehe er sich besinnen konnte, war er getrauet.

Das Unerwartete dieser Begebenheit setzte Alles in frohe Laune. Selbst der alte Graf vergaß hier noch einmal seine Förmlichkeit, und wurde sehr heiter. „Wahrhaftig" sagte

er zu dem Major, „Sie sind ein lieber Mann, und ein tüchtiger Husar! bei dem geht Alles Hals über Kopf." — „Und geht gut!" erwiederte der Major, und drückte ihm herzlich die Hand. — „Louise," sagte der Graf scherzend, „hast du nicht auch Lust?" — Kaum waren die Worte gesagt, so nahm der Major die Gräfin bei der Hand, und führte sie mit Hennigen zu dem Prediger. „Noch ein Paar! Trauen Sie in Gottes Namen! — Der Graf wurde blaß und roth; denn daß Ernst daraus werden sollte, war seine Meinung ganz und gar nicht. Er ging eilig hinter dem Major her, zog ihn an dem Kleide, und sagte: „ich bitte Sie, das geht nicht! Ich habe Ihnen vorher etwas zu sagen, liebster Freund!" — Gleich, gleich!" erwiederte der Major, ohne sich umzusehen. „Das dauert ja nur fünf Minuten. Pst! — Er faltete die Hände, und der Prediger fing an. Der Graf war in großer Angst, und wußte doch nicht, ob es schicklich wäre, den Prediger zu unterbrechen. „Aber," flisterte er dem Major zu, „nachher ist es zu spät mit dem, was ich Ihnen sagen will." — „Ei!" sagte der Major, „was wollte es zu spät seyn! pst! pst!" Der Graf sah seine Tochter an, die noch immer im Nachtkleide war, und stand wie auf Kohlen; aber, während daß er noch immer überlegte, ob es schicklich sei, den Prediger zu unterbrechen, war die Ceremonie schon vollendet.

„Nun?" fragte jezt der Major den Grafen, was wollen

Sie mir denn sagen, lieber Herr Bruder?" — „O, mein Gott, daß sie nicht kopulirt werden sollten! Ich sagte Ihnen ja: es wäre dann zu spät!"

„Ja, der Teufel! da haben Sie Recht. Das hätten Sie freilich vorher sagen müßen!" — „Im Nachtkleide!" murmelte der Graf, und zwar ziemlich verstimmt; doch Louisens Entzücken, Hennigs feuriger Dank, und des Majors Herzlichkeit brachten ihn wieder in die vorige gute Laune.

„Was werden Emiliens Eltern sagen!" hob Seibold an. — „Ei, Possen!" erwiederte der Major. „Die Frage hättest du bis an deinen Tod thun können, lieber Sohn, und dabei wäre Emilie nie deine Frau geworden!" — Im Nachtkleide kopulirt!" sagte der Graf. — „Poßen! ihr schönster Putz war ihr Herz, ihre Liebe. Und das hochzeitliche Kleid da in der Bibel, das soll eben das Herz bedeuten. Also, lieber Herr Bruder, haben wir Bibel, Vernunft und die Nothwendigkeit für uns. Aber, der Daus! es hat ja heute noch niemand ans Essen gedacht! Das sind keine Narrenpossen. Nun, jezt soll es auch schmecken! Hannchen, liebe Tochter, geh und sag einmal: sie sollen anrichten." Die Majorin hatte schon bald nachher, als die Fremden gekommen waren, einige Schüßeln mehr bestellt, weil Sie den alten Grafen kannte, und wohl wußte, daß er auch in diesem Stücke auf Förmlichkeit hielt.

Als man das Dessert aß, flisterte ein Bedienter dem Major etwas zu, dessen vorher so heiteres Gesicht nun auf einmal ernsthaft wurde. Der Kammerherr hielt unten. Seine Frau war nach Tische zu einem großen Balle in der Nachbarschaft gefahren, von dem sie erst am folgenden Tage zurückkehren wollte. Er selbst saß noch sehr betrübt in seinem Kabinette, als der Reitknecht des Majors kam, und ihm die Nachricht brachte, daß sein Sohn in Sollingen angekommen wäre. Der schnelle Wechsel von Trauer und Freude, und das beschämende Gefühl, wie sehr Hennigen Unrecht geschehen war, brachten ihn auf den dreisten Gedanken, die Abwesenheit seiner Frau zu benutzen, und seinen Sohn zu sehen. Er rief den alten Bedienten, der mit ihm erzogen war, den einzigen im ganzen Hause von dem er geachtet wurde, und äußerte ihm seinen Wunsch. Nun ließ er eine alte kleine Chaise anspannen, gab dem Kutscher, einem Knechte aus dem Dorfe, ein Trinkgeld für sein Stillschweigen, und fuhr so, doch immer mit Furcht im Herzen, nach Sollingen.

Er ließ den Major rufen, ohne sich aus der Chaise hervor zu wagen. Als der Major das Leder, das den Kammerherrn verbarg, zurückschlug und seinen Bruder sah, wollte er nach seiner Gewohnheit aufschreien; aber der Kammerherr sagte: „um Gotteswillen still, Herzens-Fritz! Ich bin ganz inkognito hier, und will nur — das sagte er mit Thränen in den Augen — meinen lieben Hennig einmal sehen.“ Der

Major bemerkte jezt die Chaise, die elenden Pferde und den alten Bedienten. Er brummte vor sich: „Großer Gott! und wenn er das Gnadenbrod äße, er könnte nicht ärger fahren!“ Mitleidig sagte er dann: „lieber Bruder Toffel, und wenn dich Niemand liebt — wir, ich und deine beiden Kinder, Emilie und Hennig, lieben dich. Komm mit hinauf. Das wagte der Kammerherr nicht, so viel ihm der Major auch zuredete. Er ging nur in ein unteres Zimmer, um da zu warten bis seine Kinder kämen.

Der Major trat mit einem traurigen Gesicht in den Speisesaal, und winkte den beiden Brautpaaren. Sie standen auf. Er ging mit Kopfschütteln vor ihnen her, und brummte: „das ist zu arg! in einem solchen alten Rumpelkasten! . . . Hier herein, Kinder! . . . Da, Bruder Toffel, sind sie!“

Als sie den Kammerherrn erblickten, eilten sie alle auf ihn zu, und sanken (Hennig zuerst) vor ihm auf die Kniee. „Sieh, Bruder, sagte der Major, hier bist du einmal Vater! Das sind deine Kinder! Heute ist ihr Hochzeitstag. Gib ihnen deinen Segen!“ — „Auch Seibold?“ fragte der Kammerherr furchtsam. — „Er hat deinem Sohne das Leben gerettet, und Emilie wird durch ihn glücklich.“

Alle hatten unterdessen die Hände des Kammerherrn gefaßt, und küßten sie mit Ehrfurcht. Er wendete sich erst un=

ruhig hin und her; dann aber legte er die Hände auf Hennigs und Emiliens Stirn, und sagte: „seyd glücklich, glücklicher, als Euer Vater!"

Der Kammerherr genoß hier in den Armen seiner Kinder einmal des Glückes, das ihm seine Frau so lange geraubt hatte; doch nur kurze Zeit, da er an die Rückkehr denken mußte. Der Major wollte ihn zwar bereden, die Kette seiner Sclaverei zu zersprengen, und empörte sein Gefühl auch wirklich; doch die Furcht des Kammerherrn vor seiner Frau war zu tief eingewurzelt, und er fand sich, je näher er nach Moorberg kam, desto mehr in sein gewohntes Schicksal.

Als am folgenden Morgen die jungen Eheleute zum Vorschein gekommen waren, und die Glückwünsche angenommen hatten, ging der Graf nachdenkend umher, und überlegte, was nun weiter mit ihnen werden sollte. Er zog den Major in einen Winkel, und gab ihm das zu bedenken. Der Major schüttelte den Kopf. „Ei was, sie sollen bei mir bleiben, hier in Sollingen, und glücklich seyn!" Dazu schüttelte wieder der Graf den Kopf. — Man sprach mit den jungen Leuten. Louise und Emilie waren des Majors, Hennig und Seibold aber des Grafen Meinung.

Während daß man noch stritt, ging Hennig auf sein Zimmer, und erinnerte den Fürsten in einem Briefe an sein Versprechen, ihm die Forstmeisterstelle aufzuheben. Wegen

Seibold schrieb er an Ahrens, schilderte ihm die vielfachen und gründlichen Kenntniße seines Schwagers, und ersuchte ihn um einen guten Rath, wie er wohl nützlich zu beschäftigen wäre. Ahrens freuete sich, einer Familie, der er um Dorchen willen so sehr verbunden war, seine Dankbarkeit beweisen zu können. Er legte dem Fürsten die Briefe vor, und bath nicht vergebens. Halden bekam seine Forstmeisterstelle wieder, und Seibolden wurde vorgeschlagen, mit dem Titel eines Kammerrathes das größte fürstliche Amt, Rhensen, in Pacht zu nehmen. Gerade so etwas hatte Hennig im Sinne gehabt, und es war auch Seibolds Wunsch.

Der Reitknecht, den Hennig mit seinen Briefen nach der Residenz geschickt hatte, brachte die Antworten nach Ransleben, wo die ganze Familie von Sollingen zum Besuche war. Der Graf, dem Hennig sie vorlegte, hatte gegen die Forstmeisterstelle nichts einzuwenden, zu der Pachtung aber schüttelte er den Kopf. „Ist denn Seibold reich?" fragte er. — „So reich wie ich!" gab der Major zur Antwort. — „Er wird an zwanzig tausend Thaler gebrauchen." — „Kleinigkeit! Er soll dreißig tausend haben, und baar. Damit statte ich Milchen aus; und dann bekommt Seibold für Hennigs Leben noch keinen Pfennig, soll aber auch keinen bekommen; denn dafür hat er mein ganzes Herz." — Der Graf that den Vorschlag, Seibolden für die Summe lieber ein Gut zu kaufen. Das verbath Seibold fürs erste. — „Ja!" sagte das

Fräulein,“ und sich nobilitiren laßen!“ Das verbath der Major für immer.

Nach vierzehn Tagen gingen die beiden jungen Ehepaare in die Residenz — Seibold konnte das Domainen-Amt sogleich übernehmen, da die Wittwe des vorigen Pächters es ihm gern abtrat. Als er von Hennigen Abschied nehmen wollte, gingen die beiden Freunde einen Augenblick bei Seite. „Ich werde,“ sagte Hennig, „meine Stelle einmal niederlegen; und dann, lieber Bruder, wirst du Alles, was ich habe, mit mir theilen.“ Seibold erwiederte lächelnd: „du zweifelst nicht daran, Hennig, und eben darum kann ich von Herzen Ja sagen.“ — Sie trennten sich mit Thränen der Liebe und Freude.

Der Major, seine Frau, seine Tochter und der alte Husar waren von nun an fast immer unterweges: bald nach der Residenz zu Hennigen, bald nach Rhensen zu Seibold. Und an beiden Orten sagte der Major: „Gott macht mein Alter zu einem Himmel auf Erden!“ Er würde seit dem Hochzeitstage an Moorberg, an Karln und Selenbergen gar nicht mehr gedacht haben, wenn nicht seine Schwägerin ihn durch einen sehr unartigen Brief an sie erinnert hätte. Sie erfuhr Emiliens und Hennigs Verheirathung bald durch das Gerücht, und ihr Haß gegen die Familie in Sollingen bekam neue Nahrung. Freilich mußte sie schweigen, da sie fast zu gleicher Zeit auch erfuhr, daß Seibold von dem Fürsten als

Kammerrath angestellt würde, und da sie also von einer Klage gegen ihn nichts hoffen konnte. Aber sie machte ihrer Galle in einem Briefe an den Major Luft. Er las ihn lächelnd, und steckte ihn dann mit guter Laune ans Fenster. „Denn,“ sagte er, „ich setze meinen Kopf gegen die Mütze, sie hat gesagt: der Major soll den Brief nicht ans Fenster stecken; und da soll sie sich doch geirrt haben! Sie drohete in dem Briefe, Emilien zu enterben. Der Major zweifelte gar nicht, daß sie Wort halten würde; aber er sagte: „Paperlapap! Wenn der Karl stürbe, ich möchte wohl wissen, ob sie sich dann mit ihrem Gelde würde begraben laßen! Es ist aber doch gut, daß wir einen Nothpfennig erspart haben; nun brauchen wir uns um ihr Enterben nicht zu kümmern.“

Die Kammerherrin wollte ihre Drohung nicht wirklich erfüllen. Sie wünschte bisweilen sogar‚ sich mit ihrer Tochter zu versöhnen; indeß verschob sie es, besonders deßhalb, weil sie glaubte, nichts ohne Karls Einwilligung thun zu müßen. Karl antwortete seiner Mutter, als sie ihm Nachricht von den Ereignißen in der Familie gegeben hatte, in den giftigsten Ausdrücken.

„Emilie,“ schrieb er, „hat den Bettler Seibold geheirathet; nun mag sie denn auch mit ihm betteln! Ich sage Ihnen, liebe Mutetr, müßte ich nur befürchten, daß sie Emilien je wiedersehen, je in irgend ein Verhältniß mit ihr kommen

könnten, so würde ich Moorberg und mein Vaterland mit keinem Fuße wieder betreten. Nein, niemals kehrte ich zu einer Mutter zurück, die mich mit Schande überhäufte, wenn sie aus Schwäche die Tollheiten ihrer ausgearteten Kinder übersähe. Wie? ein Mädchen, das ohne Ihr Wissen einen elenden Bettler heirathet, das seine Familie so tief kränkt — das sollte Sie und mich noch etwas angehen? Nein; ich erkenne sie nicht mehr für meine Schwester. Und Sie, Mutter, haben nur die Wahl; Emilie ist entweder nicht länger Ihre Tochter, oder ich höre auf Ihr Sohn zu seyn!"

Dieser Brief setzte die schwache Mutter in die übelste Lage. Sie sollte die Gefühle ihres Herzens unterdrücken; und sie that es, obgleich mit heimlichen Seufzern. Die Enterbung hatte Karl in seinem Briefe nicht geradezu gefordert; aber sie zitterte, wenn sie daran dachte, daß er es noch thun könnte; denn sie fühlte, daß es ihr an Muth fehlen würde, sein Verlangen abzuschlagen.

Karl hatte jezt wirklich die Absicht, die seine Mutter befürchtete. Hinter Dresden, nicht weit von der Station, wo Karl mit seinem Bruder und Seibolden zusammen getroffen war, fiel Selenbergen ein, daß eine junge, schöne Wittwe, die er kannte, in der Gegend wohnte. „Höre," sagte er zu Karln, „laß uns, ehe wir nach Wien reisen, die Gräfin Scharsleben besuchen. Die mußt du sehen! Das ist ein Weib;

Sie war schon verheirathet, als ich sie kennen lernte; sonst wäre sie meine Frau geworden. Und jezt, da sie wieder frei ist, hat mich der Teufel an den Ehestandsblock geschmiedet. O, schön wie die Liebesgöttin, reich, jung, witzig, und zum Erstaunen fein in der Behandlung der Menschen! Sie war als eine junge Frau von sechzehn Jahren einige Male bei Hofe; und der Fürst sprach mit Entzücken von Ihrer Schönheit und ihrem Geiste." Diese Beschreibung machte Karln aufmerksam.

Die Reisenden kamen Nachmittags auf dem Gute der Gräfin an, das sich durch Schönheit und Pracht der Gebäude und der Gärten auszeichnete. Sie gingen eine herrliche Treppe hinauf, und wurden nun in einen Saal geführt, über dessen Möbles und Gemälde Karl erstaunte. Einige Minuten nachher hüpfte die Gräfin, erst halb angekleidet, aber um so reizender, zu einer andern Thür herein. Ihr braunes Haar ringelte sich in den schönen Locken um die weiße Stirn und um den feinen Hals. Sie trug ein weites Puderhemde, das bei dem lebhaften Gespräch alle Augenblicke auseinander fiel, und den schönsten Busen eine Secunde lang zeigte. „Nein!" sagte sie bei dem Hereinflattern mit einer lieblichen Stimme: „nein, ich konnte nicht warten, lieber Selenberg, bis ich angekleidet war. Ich mußte Sie wenigstens bitten, sich so lange zu ennuyiren, bis ich es selbst würde thun können."

Karl verbeugte sich. Mein Freund, der Herr von Halden!" sagte Selenberg.

„Das hieße," sagte die Gräfin lächelnd, „auch mein Freund, Herr von Halden, wenn anders Freunde theilen müßen, was sie Gutes haben. Und so fänden Sie es ja wohl so arg eben nicht, wenn ich Sie Beide mit an meine Toilette nähme. Ich habe heute nicht Lust gehabt, sie vor Tische zu machen. Es soll in einigen Minuten geschehen seyn." Karl wußte nicht, wie ihm geschehen war, solchen Eindruck hatte die schöne Frau auf ihn gemacht. Er glaubte Wunder, waß sie witziges gesagt hätte; und wirklich sagte sie Alles mit vieler Annehmlichkeit. Man ging mit ihr in das Toilettzimmer. Die Gräfin plauderte ein Weilchen fort; und ehe die beiden Herren es sich versahen, stand sie hinter einer durchsichtigen Fenstergardine, um sich ankleiden zu laßen.

Nun mußte Selenberg vom Hofe erzählen; und die Gräfin wollte sich ausschütten vor Lachen. Er trug Chronique scandaleuse sehr lustig vor, und verschonte mit seinem Salze niemanden, nicht einmal sich selbst; denn er erzählte sogar die Geschichte seiner Verheirathung mit den lustigen Einfällen darüber. Auch Karl gab, so gut wie die Gräfin, sein Theilchen zu der Unterhaltung, die aus den tollsten Einfällen und fast ununterbrochnem lautem Lachen bestand. Der Abend war da, ehe die beiden Herren es dachten. Sie wollten fort,

allein die Gräfin drang darauf, daß ihr Bureau d'esprit, wie sie ihre Gesellschaft sehr artig nannte, den folgenden Tag noch eine Sitzung halten müßte. Sie blieben bis Mitternacht zusammen, und lachend sagte die Gräfin endlich: „angenehme Ruhe, meine Herren."

„Was sagst du zu deiner neuen Bekanntschaft? fragte Selenberg. — „Daß du ein elender Lobredner bist. Die Gräfin übertrifft deine Beschreibung tausendmal. In der Gesellschaft dieser Frau," setzte Karl mit leuchtenden Augen hinzu, „habe ich zum ersten Male gefühlt, was eigentlich Leben heißt.

Am folgenden Morgen hatte Selenberg nichts angelegentlicher zu thun, als der Gräfin zu sagen, daß Halden sich Knall und Fall in ihren Kopf verliebt habe. „Nicht in den Kopf," sagte er, „der da auf den schönen Schultern steht, sondern — erstaunen Sie über den erhabenen Geschmack meines Freundes! — in das Gehirn, das in diesem Kopfe ist." Die Gräfin sagte lachend: „das kann ich erlauben. Und nun rathe ich Ihnen, daß Sie heute meinem Kopfe ja recht die Cour machen."

Karl war über Selenbergs Plauderei ein wenig verlegen geworden; doch die Gräfin gab ihm, als ihrem erklärten Liebhaber, so manche kleine Vorzüge, und wendete sich so oft an ihn, daß er endlich Selenbergs Aeußerung sehr freund-

schaftlich fand. Beide wollten am folgenden Morgen weiter reisen; allein die Gräfin wendete sich nun an ihren Liebhaber, und bath ihn, noch einen Tag zuzugeben. „Morgen," sagte sie, „gehe ich endlich wieder nach Dresden; und dahin sollen Sie mich begleiten. Was machen Sie in Wien? Küchen und Kirchen gibt es in Dresden auch. Selenberg verdenk' ich die Reise nicht. Der hat Sünden abzubethen und etwas Embonpoint auf seine Figur zu schmausen. Er mag Sie aus Dresden abholen, wenn er frömmer und fetter geworden ist!" Und nun sagte sie über Selenbergs hagere Figur so viele lustige Einfälle, bis er endlich versprach, mit ihr nach Dresden zu gehen. — Dieser Frau konnte man nichts abschlagen, und ihr Plan wurde genehmigt.

Karl war nie angenehmer gereist, als mit der Gräfin nach Dresden. Er und Selenberg mußten durchaus bei ihr abtreten. Sie schrieb einige Karten, und am Abend war in ihrem Hause eine zahlreiche Gesellschaft. Karl hatte ihre gute Laune bewundert; jezt bewunderte er die Feinheit, mit der sie jeden zu behandeln wußte. Man riß sich um ihre Gesellschaft. Sie ging auch, aber allenthalben zeichnete sie ihre beiden Gäste ganz vorzüglich aus. Wohin sie kam, brachte sie Leben und Freude mit, und überall hatte sie auch etwas zu thun: da einem jungen Manne zu einem Amte zu verhelfen, da einen Proceß zu beschleunigen, da eine Versöhnung zu stiften, und so weiter.

Karl bewunderte sie noch mehr, als er bemerkte, daß sie ihre Reize anwendete, Menschen nützlich zu seyn, und weiter gar keine Anmaßungen machte. „Ich bin hübsch," sagte sie eines Abends; „das weis ich wohl, und wollte doch sehen, ob mein Wort bei dem alten Präsidenten mehr gelten würde, als die Noth einer ganzen Familie, die vergebens seit Jahr und Tag der Beendigung ihres Proceßes entgegen sieht und sich an mich gewendet hat. Ich laße mich da, wo der Präsident ist, zu Tische bitten, spiele eine Stunde mit dem alten Herrn, und bin so vernünftig, so sittsam, daß er sich gar nicht vor Vergnügen zu faßen weis. Nach dem Spiele setz' ich mich zu ihm, spreche über le bon vieux tems, und wünsche, daß er noch jung, oder, daß ich etwas älter seyn möchte. Ich seufzte, fange von dem Proceße an, drückte ihm die dürre, kalte Hand, und laße mir von ihm die meinige drücken. Dafür thut der Proceß schon einen Riesenschritt. Diesen Morgen habe ich den Präsidenten an meiner Toillette gehabt und ihn mit meinen Locken spielen, meinen Arm küßen laßen. Jezt wird der Proceß wie mit Courierpferden gehen." „O, wie gutherzig!" sagte Karl, und verlor sich in eben die Spiele, in die sich der alte Herr verloren hatte.

„Gutherzig? point du tout. Ich kenne die Leute nicht einmal, denen ich geholfen habe. Was gehen Sie mich an! Es ist für mich lustig, daß auch die Schönheit, nicht Plutus allein, die blinde Gerechtigkeit ein wenig in den Gang bringt.

Ich sagte dem Präsidenten diesen Morgen, als er meine Reize erhob: nun, blind ist die Justiz wahrhaftig nicht, wie sie gemalt wird; aber mit ein Paar Krücken sollte man sie malen! Er wollte sich tod lachen, und merkte nicht, daß ich die Gerechtigkeit nicht stärker traf, als ihn selbst."

Solche Begebenheiten hatte die Gräfin unaufhörlich. Bei Lachen und mitten unter tollen Einfällen behandelte sie die ernsthaftesten Geschäfte, schrieb sie die wichtigsten Briefe. Sie übernahm Alles, worum man sie bath; nur mußte es niemanden schaden; zu so etwas ließ sie sich höchstens nur dann bereden, wenn es sehr viele Feinheit und List erforderte. So hatte sie den Kopf immer voll von zehn Intriguen, die sie alle neben einander fort spielte, ohne sie zu verwirren, ohne die Rollen zu verwechseln, und ohne ihre übrigen Thorheiten aufzugeben. Sie bildete sich auf ihren Geist, auf ihre Feinheit noch weit mehr ein, als auf ihre Reize. Darum war ihr jeder nicht ganz unbedeutende Fremde sehr willkommen, und sie gab sich alle ersinnliche Mühe, vor ihm zu glänzen, die seltsamsten Rollen zu spielen, und die wunderlichsten Einfälle glücklich auszuführen.

Dieser Fremde war jezt Karl. Sie fuhr mit ihm in alle Gesellschaften, trank mit ihm Thee, wenn sie noch im Bette lag, und hatte ihn noch um Mitternacht allein bei sich, wenn Selenberg, der nicht oft mehr schwärmte, schon auf seinem Zimmer war. Karl fand sich durch den Vorzug, den

eine so sehr interessante Frau ihm gab, ungemein geschmeichelt. Seine Eitelkeit erklärte sich ihr Betragen aus einer geheimen Neigung; und diese Vorstellung zog ihn noch stärker zu ihr hin. Ein neuer interessanter Fremder würde ihn bald aus seinem Traume gebracht haben; aber der war nicht da. So behielt er seine vermeinte Eroberung, und dabei wurde er immer mehr ein Sclav der schönen Gräfin. Er sah nicht einmal, daß sie schon anfing, ihren Witz auf ihn zu richten. Bei einem Maskenballe ließ er sich glücklich von ihr in einen Globus hineinreden, den sie, als die Thorheit verkleidet, an einer Kette zog. Man lachte über den Einfall der Gräfin, die einen Spiegel mit der Ueberschrift: „das Bild der Narrheit, in der Hand trug, und jeden, der sich ihr näherte, hinein sehen ließ. Karl war in seiner Leinwand entzückt über die Einfälle der Gräfin, die alle Masken neckte. Als sie den Saal verließ, um sich anders kleiden zu laßen, hielt sie auch ihm den Spiegel hin; und er küßte ihr die schöne Hand für den boshaften Einfall.

„O, welch ein Weib!" sagte er tausendmal, wenn er allein auf seinem Zimmer saß, und war nicht aus Dresden weg zu bringen. Er äußerte seine Verwunderung auch der Gräfin selbst; und nun erst ließ sie ihm alle ihre Künste sehen. Heute traf er sie am Zeichenbrette, morgen mit der Harfe in den Armen, dann wieder am Schreibtische, wo sie Verse korrigirte, die sie gemacht hatte. Sie konnte zwar alles nur

mittelmäßig; aber sie wußte es so zu rechter Zeit zu thun, so an den rechten Ort zu stellen, daß Karl mit der tiefsten Ehrerbiethung zu ihren Talenten hinauf blickte.

Die Gräfin wollte glänzen, sich von jedem Manne anbethen laßen, eine Ninon l'Enclos, eine deutsche Aspasia seyn; und bis auf einen gewissen Punkt gelang ihr das. Die angesehensten Staatsmänner waren gern und oft in ihrem Hause; auch hatte sie einen kleinen Zirkel guter Köpfe um sich her. Aber, aller ihrer Feinheit ungeachtet, wollte ihr doch das nie recht gelingen, was sie zur Absicht hatte, und was Aspasien, wie der Ninon, gar keine Mühe machte, den Adel und die guten Köpfe mit einander zu amalgamiren. Sie wollte eine berühmte Frau seyn; doch sie hatte weder Aspasiens Kopf, noch der Ninon Herz, und war nichts als eitel. Daß sie geliebt hätte und wieder lieben würde, gestand sie ohne Bedenken, und rühmte sich sogar ihrer Veränderlichkeit; aber sie ersetzte den Verlust ihrer Neigung nicht, wie Ninon, mit zärtlicher Freundschaft. Bei dem Allem hatte sie einen recht guten Ruf, und niemand glaubte, daß ihre Liebhaber Ursache hätten sich eines besondern Glückes bei ihr zu rühmen.

Jezt war Karl ihr Anbether, und sie gab sich alle Mühe, ihre Bekannten zu bereden, daß sie ihn liebte, ob sie ihn gleich, so oft sie mit ihm allein war, in der ehrerbiethigsten Ferne zu halten wußte. Karl wurde immer mehr von den

Reizen dieser Zauberin umstrickt, und fing an sich ihren Besitz zu wünschen. Er sagte das Selenbergen. „Nun?“ erwiederte dieser: „bin ich denn etwa die Gräfin?“ — Karl gestand ihm, daß er die Gräfin nicht begreife. — „Ja, lieber Halden, sobald du sie begriffest, wäre es auch vorbei. Darin besteht eben ihr Zauber, daß sie unbegreiflich ist.“ — „Ganz Dresden glaubt,“ sagte Karl, „daß sie mich liebt; ich aber glaube es nicht. Sie riegelt sich mit mir ein, und so laut, daß ihr ganzes Haus es hören könnte! aber nie ist sie kälter, als wenn wir so verriegelt und allein sind. Gib mir deinen Rath, Selenberg! Ich liebe das Wunderweib bis zum Sterben.“ — Selenberg lächelte, und zuckte die Achseln.

Karl benutzte die erste Gelegenheit, der Gräfin seine Liebe in den zärtlichsten Ausdrücken zu erklären. Sie wurde tiefsinnig, hatte Thränen im Auge, drückte ihm die Hand, und dabei blieb es. Er wiederholte die Scene nach einigen Tagen, und sie betrug sich wieder eben so.

Nun machte Karl sich die süßesten Hoffnungen, und drang stärker in sie. Als sie ihm endlich gestand, daß er ihr nicht gleichgültig sei, sank er entzückt ihr zu Füßen, und schwor ihr ewige Liebe. Sie sagte lächelnd: „ich verspreche Ihnen Liebe, so lange Sie liebenswürdig sind, oder so lange mein Herz Sie so findet.“ — „Wenn Treue,“ erwiederte Karl; und bedeckte ihre Hand mit Küßen — „wenn Liebe

und Ehrfurcht, wenn das Bestreben, jedem Ihrer Wünsche zuvorzukommen, Ihre Liebe verdienen können, so werde ich sie ewig haben, theure Gräfin."

Sie hob ihn mit zärtlichen Blicken auf, und er schwamm in einem Meere von Wonne; aber dennoch kam er nicht weiter. Nach vierzehn Tagen wagte er es, das Wort Ehe auszusprechen; und das Auge seiner Göttin wurde zusehends dunkler. Sie wollte wohl Liebhaber, aber keinen Mann; und gewiß wäre von diesem Augenblicke an ihre Liebe zu Karln erloschen, wenn nicht der Aktuarius, der ihre ökonomischen Angelegenheiten besorgte, sich ins Mittel geschlagen hätte.

Die Gräfin war sehr verschwenderisch gewesen, obgleich ihr Aufwand nicht übermäßig groß schien. Sie hatte in Dresden nur eine Wohnung, auf ihrem Gute aber einen Pallast, machte alle Jahre eine Reise, und ließ täglich für ein Dutzend Menschen ihren Tisch decken. Das hätte sie auch gekonnt, ohne das Kapital angreifen zu dürfen. Aber es gab noch etwas Andres, das ihr Vermögen wegnahm. Dort auf dem Saale standen ein Paar Vestalinnen von Marmor, die man in Italien ausgegraben hatte; über dem Kamin war ein antikes Basrelief; in ihrem Schlafzimmer hing eine schöne Heilige mit Engelsköpfen von Guido Reni; und so fand man in allen ihren Zimmern theure Gemälde oder andre Kunst-

werke, die sie selbst gekauft, und eben deshalb doppelt theuer bezahlt hatte. Ihre Möbles waren einfach, aber in England oder Frankreich gemacht; und überdieß konnte sie höchstens ein halbes Jahr auf demselben Sofa sitzen, vor demselben Spiegel sich anziehen, und an derselben Uhr nach der Zeit sehen. Jeder durchreisende Virtuose spielte in ihrem Zimmer vor einem ausgesuchten Zirkel ihrer Freunde, und bekam dafür eine goldene Uhr mit ihrem Namen von Steinen, oder eine Dose von großem Werthe. So wurde ein Kapital nach dem andern auf ihre Güter geborgt; und sie hieß noch immer die schöne reiche Gräfin, als sie wirklich beinahe schon arm war.

Ihr Aktuarius erinnerte von Zeit zu Zeit; sie trillerte aber, anstatt zu antworten, ein italienisches Liedchen, und unterschrieb Wechsel, oder was er ihr sonst vorlegte, ohne es anzusehen, um nur den finstern Menschen, der nichts als zählen konnte, so bald als möglich wieder los zu werden. Der Mann verlieh, und die Gräfin borgte ein Kapital nach dem andern, bis er ihr endlich — gerade um die Zeit, da Karl das fürchterliche Wort Ehe aussprach — die Nachricht gab: daß ein Bankerott ausbrechen würde, wenn sie nicht Mittel wisse, sich zu helfen.

Die schöne Frau mußte sich nun mit ihrem Aktuarius einschließen; und es fand sich, daß sie nicht mehr zu retten

war. So ungern sie auch daran dachte, sich zu verheirathen, so konnte sie es doch jezt nicht länger vermeiden. Sie gab Karln, der schon alle Hoffnung verloren hatte, aufs neue zärtliche Blicke; und er lag wieder zu ihren Füßen. Mit Zittern sprach er das Wort Ehe noch einmal aus; und sie reichte ihm mit niedergeschlagenen Augen die schöne Hand. Er verfolgte seinen Sieg, und drang in die Gräfin, die Heirath zu beschleunigen. Man erstaunte, daß es dem Herrn von Halden gelungen seyn sollte, ihre Hand zu erobern; auch wollte man es nicht eher glauben, als bis er mit ihr getrauet wäre. Karl, der jezt seiner Mutter schon Nachricht gegeben, und von ihr einen Brief mit den fröhlichsten Glückwünschen bekommen hatte, drang immer stärker mit Bitten in die Gräfin, und sie gab ihm im Kurzem ihre Hand. — Nun freuete er sich, daß die Gräfin Louise seines Bruders Frau geworden war, und fühlte sich äußerst glücklich.

Seine Mutter gab dem Major in einem sehr hochtönenden Briefe Nachricht von der glänzenden Verbindung ihres Sohnes. Er antwortete mit einem aufrichtigen Wunsche für Karls Glück, und sagte zum Schluße: „ich wollte übrigens, Sie hätten mir geschrieben: Karl hat eine gute Frau bekommen; und nicht blos: eine reiche und schöne. Reichthum und Schönheit sind nur Bernsteinfirniß, und ein wurmstichiger Stuhl ist und bleibt ein unbrauchbares Ding, wäre er auch

hinten und vorn vergoldet und lakirt.“ Sie hielt das für die Sprache des Neides.

Karl erfuhr nach und nach, obgleich nicht zur Hälfte, die Unordnung, in welcher die Vermögensumstände seiner Frau sich befanden. Er glaubte noch immer, daß sie wenigstens sehr wohlhabend, wenn auch nicht außerordentlich reich, wäre; und seine Mutter mußte daher eine sehr ansehnliche Summe schicken, damit die dringendsten Schulden bezahlt werden könnten. Der Aktuarius, der die Besorgung der Geldgeschäfte gern noch länger behalten hätte, verwickelte den Handel so sehr, daß Karl sich nicht herauszufinden wußte; und seine Gemahlin bath ihn, sie mit solchen Dingen zu verschonen. Er bekam endlich Mißtrauen gegen den Aktuarius, zog andere Leute zu Rath, und sah nun den Abgrund, in welchen die Gräfin mit ihrem Leichtsinne sich gestürzt hatte. Die Güter mußten, weil sich viele Gläubiger meldeten, verkauft werden; und Karls junge Gemahlin behielt von ihrem Vermögen fast weiter nichts, als ihre Wäsche und ihre Kleider. Sie konnte sich glücklich schätzen, daß diese Katastrophe in die Flitterwochen ihrer Ehe fiel; denn Karl war im Punkte des Vermögens ganz und gar nicht edelmüthig. — Er machte ihr jezt keine Vorwürfe, weil er sich in ihrem Besitze zu glücklich fühlte; aber seinen Plan, in Dresden zu bleiben, mußte er nun aufgeben. Seine Gemahlin drang selbst auf die

Abreise, und ging mit ihm fürs erste nach Moorberg, doch nicht in der Absicht, sich immer da aufzuhalten.

Karls Eltern hatten von dem Allen sehr wenig oder nichts erfahren, daher war die Kammerherrin in der größten Freude, als die Gemahlin ihres Sohnes mit einer Schaar von Domestiken und mit einigen Frachtwagen voll Wäsche und Kleider ankam. Sie hatte die besten Zimmer im Hause zu dem Empfange der jungen, eleganten Frau neu malen und möbliren laßen, und glaubte, großen Beifall dafür zu verdienen: aber zu ihrem Erstaunen sah die junge Dame sich nachläßig um, und sagte dann zu Karln: „welch ein abscheulicher Geschmack! — Meine Jungfern haben ja besser gewohnt! Ich dachte, und du sagtest es mir ja auch, man würde Alles anständig einrichten. Hätte ich doch wenigstens meine Tapeten mitgebracht, und nur einen Theil meiner Tableaux!" — Karl beruhigte sie mit der Versicherung, daß die Einrichtung bald anders gemacht werden sollte.

Die junge Dame befahl, und man mußte sogleich Anstalten treffen, einen andern Saal zu schaffen. Die Treppen im Hause waren ihr zu steil, der Garten ein Krautfeld, das sie nicht ansehen möchte und worin es an Statüen, so wie im Hause an Gemälden, fehlte. Eine Flora und die vier Jahrszeiten, die im Garten standen, schalt sie Klötze, und wollte sie durchaus nicht länger dulden. Die Frau von Halden zeig=

te ihr die Gemälde-Gallerie: eine Sammlung von Familien-Bildnißen in Küraßen, mit Marschalsstäben und großen Perücken. Die junge Frau brach in ein lautes Gelächter aus, und sagte: „für einen einzigen Teniers mit fünf oder sechs Bauern, gebe ich Ihre ganze Sippschaft hin!" Die Kammerherrin wurde blutroth; sie sagte aber nichts, und dachte nur: die ist gerade wie der Major; Bauern für Edelleute! für Generale! — Die junge Frau meinte aber freilich nur gemalte Bauern.

Der Kammerherr litt am meisten durch seine Schwiegertochter. Er mußte jezt sein geliebtes Kabinet, das sogar seine Frau unangetastet gelaßen hatte, aus drei Zimmern in Eins zusammendrängen, und seine Kanarienhecke abschaffen, weil die Schwiegertochter das Geschrei der Vögel nicht leiden konnte. Mit großem Mißvergnügen schüttelte er den Kopf über Alles, was er im Hause sah, und kam fast gar nicht mehr zum Vorschein. Sonst hatte er im Schlafrocke gegessen; jezt mußte er jedesmal gekleidet zu Tische kommen. Kurz, der alte Herr war ganz aus seiner Sphäre gerißen.

Die Mutter fand sich bald in die vornehmen Einfälle ihrer Schwiegertochter; denn sie genoß dafür doch des Thriumphes, daß ihr Karl für den glücklichsten Mann in Deutschland gehalten wurde. Die sehr ansehnlichen Summen, die sie heimlich gespart hatte, glaubte sie nicht besser anwenden

zu können, als für die Zufriedenheit ihres Sohnes; und wenn die Einfälle der jungen Frau nicht allzu kostbar waren, so wurden sie ausgeführt.

Man machte auch Reisen in die Residenz, die ebenfalls großen Aufwand erforderten, weil Karln und seiner Mutter daran lag, vor Hennigs Augen recht zu glänzen. So wie Karls Frau am Hofe erschien, eroberte sie alle Herzen. Der Fürst war sehr gern in ihrer Gesellschaft, und gab ihr zu Ehren große Feten. Karl wurde nun eine sehr bedeutende Person. Man trug ihm eine Hofstelle an; er befürchtete aber, daß der Fürst ihm bei seiner Frau gefährlich werden könnte, und überdieß redete sie selbst ihm zu, den Antrag abzulehnen. Eine Stelle würde ihren Mann gefeßelt haben; und sie hatte jezt schon wieder mancherlei Reisen im Kopfe, da es ihr unmöglich war, lange an einem Orte auszuhalten.

Karl suchte indeß die Gunst, worin er jezt bei dem Hofe stand, zu seinem Vortheile zu benutzen. Er sah ein, daß er großes Vermögen nöthig hätte, um die Wünsche seiner Frau befriedigen zu können; deshalb wollte er es dahin bringen, daß auch Emilie enterbt würde. So ungern auch die Mutter sich hierzu entschloß, so konnte sie doch den Vorstellungen, Bitten und Drohungen ihres Sohnes am Ende nicht widerstehen, besonders als er sie aufmerksam darauf machte, daß er ganz allein von seinem Vermögen leben müße, und daß

Emilie ohne dies reich werden würde. (Seibold gewann bei seiner Pachtung in der That sehr ansehnlich, weil er den Landbau verstand und sehr einfach lebte.)

Die Mutter übernahm es, ihren Mann zu seiner Einwilligung zu bewegen. Er hielt sich lange, Trotz ihrem Maulen, Schelten und Toben; aber endlich mußte er doch nachgeben und ein Testament machen, worin Karl zu seinem einzigen Erben eingesetzt, und auch Emilie ausgeschloßen wurde, weil sie sich ohne Wissen der Eltern verheirathet habe. Die junge schöne Frau bekam den Auftrag, dies einmal gesprächsweise dem Fürsten zu sagen. Sie that es, und er hatte nichts darauf zu erwiedern, weil ihm Emilie jezt gleichgültig, die junge Frau von Halden aber sehr interessant war.

Karl traf Louisen und seinen Bruder, der sich gar nicht um den Hof bekümmerte, und, wenn er seine Geschäfte abgethan hatte, nur in dem Genuße seines häuslichen Glückes lebte, einmal in einer Gesellschaft, und stellte ihnen seine Frau mit einem Triumphe vor, der sie demüthigen sollte. — „Ich wünsche,“ sagte er zu Hennigen, „daß du so glücklich seyn magst, wie ich!“ Hennig lächelte und schwieg; als er aber zu Hause war, und seine Louise ihren Säugling an den mütterlichen Busen legte, da warf er sich neben ihr nieder, küßte ihre Hand, und sagte mit süßen Thränen in den Augen: wenn doch meine Mutter und mein Bruder dich einmal

so mit dem Kinde an der Brust sähen! sie würden vielleicht begreifen, daß ich an deiner Seite glücklicher bin, als sie in dem lästigen Gepränge des Hofes.

Louisens Vater starb; und Hennig legte seine Stelle nieder, um auf seine Güter zu gehen. Er erinnerte nun Seibolden an ihre ehemalige Unterredung. Seibold wiederholte das Versprechen, sobald seine zwölf Pachtjahre verfloßen seyn würden, zu ihm zu kommen.

Auch Emilie war Mutter. Der Major ritt von Ransleben, nach Rhensen, von Rhensen nach Ransleben, und saß dort stundenlang mit leuchtenden Augen bei den frohen Müttern. „Sieh, alter lieber Hennig," sagte er auf dem Rückwege oft, und hielt sein Pferd an: ich möchte mich hier her stellen und die ganze Welt herausfordern, mir einen glücklichern Mann zu zeigen, als ich bin. Gott sei dafür gelobt! Ich fürchte mich jezt ordentlich vor dem Tode, so glücklich bin ich!"

Während Ruhe und Zufriedenheit sich in immer engern und stilleren Kreisen um die drei glücklichen Familien in Sollingen, Ransleben und Rhensen zusammenzogen, breitete die rauschende Fröhlichkeit sich in immer größeren Kreisen um Moorberg aus. Da gab es Bälle, Jagden, Gesellschaften; und selbst der Fürst kam einige Male zum Besuche nach Moorberg. Die Kammerherrin war außer sich vor Freude über die-

ses Glück, und würde Hennigen mit seiner Gattin gern einmal eingeladen haben, um ihnen ihren Triumph zu zeigen, wenn nicht Karl sie erinnert hätte, daß Umgang mit Hennigen wegen der Enterbung unmöglich Statt finden könnte. Aber, wen sie aus Ransleben und Sollingen sprach, dem erzählte sie, daß der Fürst ihren Sohn besucht hätte. So kam die Nachricht zu der alten Cousine in Ransleben und diese sagte seufzend zu Hennigen und seiner Louise: „denken Sie nur, der Fürst ist in Moorberg gewesen! Die Moorberger sind doch sehr glücklich! Eine solche Ehre!" — Louise blickte von ihrem Sohne auf, faßte fröhlich Hennigs Hand, und sagte: „mag doch der Fürst in Moorberg gewesen seyn! Hier ist der Himmel, und Alles, was Engel und Heilige glücklich macht: Liebe, und Freude!" — „Das ist es eben, sagte das Fräulein seufzend, „daß Sie für keinen andern Menschen Augen haben, als für den Herrn Vetter und für Ihren Kleinen! Darum fragt auch der Hof nichts nach Ihnen!"

„Nun, und wir fragen auch nichts nach ihm!"

„Ja, ich weis wohl, daß Ihnen Alles gleich viel ist, wenn nur der Herr Vetter sie liebt! Zu Ihnen wird der Fürst niemals kommen, oder es müßte sich hier sehr ändern!"

Das Fräulein machte von weitem her einige Versuche, die Verbindung mit der Kammerherrin wieder anzuknüpfen; allein sie gab das Vorhaben auf, da Hennig und Louise sie

gar nicht unterstützten, und sich um ihre Vergleichungen zwischen dem traurigen Leben in Ransleben und dem glücklichen in Moorberg nicht kümmerten.

Man lebte in Moorberg nicht so glücklich, wie das Fräulein glaubte. Karl und seine Frau waren zwar unumschränkte Herren im Hause, da der Vater zu Allem schwieg, und da die Mutter Alles, was sie vornahmen, billigte. Aber selbst die fast unmerkliche Abhängigkeit von dem alten Kammerherrn schien ihnen eine drückende Last, weil sie doch nicht Herren des Vermögens waren. Die Einkünfte des Gutes kamen zwar meistens in Karls Hände; wollte man aber etwas Wichtiges unternehmen, wozu eine größere Summe gehörte, so mußte man sich noch immer an den Vater wenden. Bei solchen Gelegenheiten wagte aber der alte Mann gewöhnlich einigen Widerspruch, da es die einzigen waren, bei denen er sein Ansehen geltend machen konnte. Die junge Frau brauchte oft schnell Geld, und nun mußte sie den langweiligen Weg durch ihren Mann zu dem Schwiegervater gehen. Diese Verzögerung war ihr unangenehm, und sie sagte oft mit ihrem gewöhnlichen Leichtsinn: „aber wie kann dein Vater so unverschämt seyn, so lange zu leben!“ oder zuweilen auch: „es ist doch ärgerlich, daß ein kindischer Alter der Vormund eines Mannes, wie du, seyn muß!“ — Karl hatte seinen Vater fast von Jugend auf beherrscht und nie Ehrfurcht oder Liebe für ihn gehabt. Diese Aeußerungen seiner Frau machten da=

her keinen widrigen Eindruck auf ihn, und er gab ihr im Herzen Recht. Außerdem waren ihm die Gesinnungen des Kammerherrn, durch manche Aeußerungen über Hennigen und Emilien, verdächtig. Er befürchtete, daß sein Vater auf ihre Seite treten würde, wenn nur der Major sich in das Spiel mischte, oder seine Geschwister dringender bäthen. Daher hielt er es für besser, sich sobald als möglich den völligen unabhängigen Besitz des väterlichen Vermögens zu verschaffen. Er machte bei seiner Mutter Anspielungen hierauf; und auch dieses Verlangen fand die thörichte Frau nicht unbillig. Sie versprach Karln es dahin zu bringen, daß ihm das ganze Vermögen feierlich übergeben würde.

Als sie die Sache ihrem Manne vortrug, antwortete er zu ihrem Erstaunen sehr ruhig und fest: „daraus wird nichts!" Sie schwieg einige Minuten und fing dann noch einmal an; aber der Kammerherr wiederholte mit großer Ruhe: „daraus wird nichts: Sag das deinem Sohne!" Jezt fing sie an zu toben, und trieb das eine gute Weile so fort, bis sie endlich heulend fragte: „hast du dich nun besonnen?" Er blieb aber bei seinem: „daraus wird nichts!"

Die Kammerherrin, die eine solche Hartnäckigkeit von ihrem Manne nicht gewohnt war, wurde endlich im ganzen Ernste böse, und schrie mit einem fürchterlichen Gesichte: „du sollst, sag' ich! du sollst!" Der Kammerherr zitterte ein we-

nig; und seine Frau glaubte nun schon, daß er nachgeben würde. Allein er sagte: „ich thu' es nun einmal nicht! Und macht ihr es mir zu arg, so werde ich den Major und Hennigen zu Hülfe rufen."

Seine Frau wurde über diese Erklärung leichenblaß. Er bemerkte das, und fuhr fort: das muß ich, wenn ihr mich nicht in Ruhe laßt. Ich habe Karln sogar mein Zimmer geben müßen; aber in diesem letzten laße ich mich nicht quälen. Mein Vermögen soll ich abtreten, damit ich nachher bei meinem eigenen Sohne um Brod betteln müßte? Nein, das thu ich nicht. Herr über dieses Zimmer und über mein Vermögen will ich bleiben, so lange ich lebe!"

Die Kammerherrin machte von allen Künsten eines bösen, eigensinnigen Weibes Gebrauch: sie heulte, sie schalt, sie schluchzte, drohte mit ihrem Tode, und stellte sich sterbenskrank. Nach mehrern Wochen erregte sie endlich ihres Mannes Mitleiden, oder machte ihn furchtsam; aber vollständig war ihr Sieg über ihn dennoch nicht. Der alte Mann erklärte, daß er sich nicht darum kümmern wolle, wie Karl die Einkünfte der Güter verwende: doch zu einer gerichtlichen Abtretung verstehe er sich schlechterdings nicht. Weiter, als zu dieser Erklärung, ließ er sich nicht bringen. Trieben seine Frau und Karl ihn einmal gar zu sehr in die Enge, so er-

wähnte er des Majors und Hennigs; und dann zogen sie sich sogleich wieder zurück.

Die Kammerherrin, die ihren Mann genau kannte, merkte bald, daß er noch eine ganz andere Ursache zu seiner Weigerung haben mußte, als die er angab. Sie kam auf den Gedanken, ob er nicht etwa gar damit umgehen könnte, Hennigs und Emiliens Enterbung zurückzunehmen. Als sie sich auf Kundschaft legte, erfuhr sie: ihr Mann hätte, während daß sie in der Residenz gewesen wäre, den Aktuarius (einen jungen, rechtschaffenen Mann, der den alten Justiz-Amtmann in seinem Dienste unterstützte) lange Zeit bei sich gehabt, und mit ihm geschrieben. Ein Paar alte Bauern wären durch den alten Bedienten heimlich zu dem Kammerherrn gerufen worden, und hätten sich beim Weggehen die Augen getrocknet. — Die Kammerherrin verschwieg Karln diese Entdeckung, um ihn nicht noch mehr aufzubringen. Sie behandelte nur den Aktuarius, dem sie noch nicht beizukommen wußte, von jezt an mit Höflichkeit.

Endlich wurde ihr Mann gefährlich krank; und nun durfte sie nicht länger säumen. Sie ließ den Aktuarius rufen, und sagte betrübt: „mein Mann läßt Sie bitten, ihm die Schrift, die Sie aufgesetzt haben, wobei Johann und die Bauern (sie nannte diese) Zeugen gewesen sind, wieder einzuhändigen.“ — Der Aktuarius stutzte. — „Sie betrifft,“ fuhr

sie weinend fort, „unsere beiden andern Kinder, die mein Mann sehen will, und zu denen schon geschickt ist.“ „Dazu“ sagte er, „braucht er die Papiere.“ „Ich glaube, er will sie dem Major zustellen.“

Sie trug das so unschuldig vor, daß der Aktuarius in die Falle ging. „Ich muß aber,“ erwiederte er, „sie dem Herrn Kammerherrn selbst übergeben, Ihr Gnaden.“ — „Freilich, das will mein Mann auch! — Sie ging nun zu ihrem Manne, der in einer Art von betäubendem Schlummer lag, und sagte ihm: „ich habe von dem Aktuarius eine Schrift, die mein Vermögen betrifft, gefordert; er will sie mir aber nur in deiner Gegenwart überliefern. Sag ihm also, daß er sie mir geben soll.“ Der Aktuarius hatte unterdessen das versiegelte Testament geholt, und trat jezt herein. „Geben sie es nur meiner Frau,“ sagte der Kammerherr, und sank wieder in seinen halben Schlummer. Der Akuarius näherte sich dem Bette, um dem Kranken zu sagen, was die Schrift enthielte. Die Kammerherrin erinnerte ihn, nicht laut zu reden. Als er den Inhalt genannt hatte, gab der Kranke, wie fast immer in seinem ganzen Leben, zur Antwort: „es ist gut! recht gut! Haben Sie es meiner Frau gegeben?“ — Der Aktuarius ging, ohne einen Betrug zu vermuthen.

Nun waren also die wichtigen Papiere, die der Kammer-

herrin schon so lange am Herzen lagen, in ihren Händen. Ihr Mann hatte wirklich Hennigen und Emilien als seine Erben feierlich anerkannt, und die Sprache in dieser Schrift war so herzlich, so rührend, daß die Mutter erschüttert wurde. Aus Scham zeigte sie niemanden, nicht einmal Karln, die Schrift, durch welche sie nun auch erfuhr, daß ihr Mann bei Seibolds und Emiliens Hochzeit zugegen gewesen war, und die Heirath gebilligt hatte.

Jezt dachte sie mit großer Angst: wie! wenn nun der Major und Hennig etwas von dieser Schrift wüßten! Sie bekam indeß wieder Muth, daß sie von dem Aktuaris bezeugen laßen konnte, daß ihr Mann das Testament zurückgefordert habe. Jezt mußte sie vor allen Dingen verhindern, daß Ihr Mann nicht etwa seinen Bruder oder seine Kinder noch spräche. Sie gab daher die Krankheit ihres Mannes für eine leichte Unpäßlichkeit aus; und je bedenklicher der Arzt sich gegen sie äußerte, desto mehr machte sie dem Hause Hoffnung. Indeß nahm die Gefahr bald so zu, daß sie nicht länger verborgen werden konnte; und jezt kam die Nachricht von dem nahen Tode des Kammerherrn nach Ransleben und Sollingen.

Hennig sprengte sogleich zu seinem Oheim, und ritt dann mit ihm nach Moorberg. Die Kammerherrin empfing Beide mit falschen Thränen. Ihr Mann lag schon ohne Sprache,

in einem immerwährenden Schlummer; und dennoch führte sie den Besuch mit Aengstlichkeit in das Krankenzimmer. Hennig warf sich mit dem lauten Ausruf: „o mein Vater!" über das Bett her, und küßte seines Vaters kalte Hand. Der Sterbende wurde von dem lauten Geschrei erweckt, und schlug die Augen auf. Er schien seine Kräfte sammeln zu wollen; allein sein Auge fing schon wieder an zu sinken. „Herzends=Bruder Toffel!" rief der Major mit seiner starken, tiefen Stimme: „hier bin ich, und da ist dein Sohn Hennig!" Diese Töne weckten den Sterbenden aufs neue. Er schlug die Augen hell auf, hob die Arme, lächelte ein wenig, und reichte Hennigen die Hand hin.

Der Mutter brach der Angstschweiß aus. „Ach, er kennt keinen mehr!" sagte sie. Er kennt uns!" sagte der Major. „Bruder! kennst du uns?" — Der Kammerherr nickte. — „Ist das dein Sohn Karl?" — Er schüttelte den Kopf. — „Ist es dein Sohn Hennig?" — Er nickte dreimal. — „Hast du ihn lieb, Bruder?" — Er nickte wieder, und reichte ihm beide Hände hin. „So segne deinen Sohn, Bruder!" — Der Kammerherr faltete die Hände, und legte dann die eine auf Hennigs Stirn.

Bei diesem Examen erwartete die Kammerherrin jeden Augenblick die Frage: soll Hennig erben? Um sie zu verhüten, warf sie sich laut schreiend über ihren Mann hin, und

küßte ihn. Er gab durch eine Bewegung zu verstehen, daß sie sich entfernen sollte, sah Hennigen an, und schrieb mit den Fingern auf das Bett, wahrscheinlich um anzudeuten, daß etwas Schriftliches da sei. „Still!" sagte der Major leise. Sobald seine Stimme nicht mehr tönte, versank die Seele des Kranken unter der Ohnmacht des Körpers, und er schlummerte wieder ein.

Die Kammerherrin sagte nun: „der Arzt hat befohlen, ihn in seinem Schlummer nicht zu stören." Der Major und Hennig hielten sich daher still; doch wich der Letztere nicht vom Bette. Am Abend schlug sein Vater noch einmal die Augen auf, und man hörte aus seinem Munde einige Töne, die wie „Emilie! Hennig!" klangen. Zwischen Allen, die das Bett umringt hatten, reichte er Hennigen die Hand hin, zuckte noch einmal, und seine Seele war entflohen.

Der Major drückte ihm die Augen zu, und sagte mit weinender Stimme: „ruh' wohl! Gott gebe dir in der Ewigkeit die Freuden um die deine Schwäche und die Bosheit dich auf Erden gebracht haben! Du bist tod, armer Bruder! und wir Alle werden dir dahin folgen, wo kein Haß um elendes Gold die Herzen mehr trennen kann. Böse warst du nicht, lieber Bruder. Gott wird dir und uns Allen vergeben."

Hennig hatte die naßen Augen auf die Leiche seines Vaters geheftet, faßte dessen Hand, und sagte langsam und ruh-

rend: „du hast mich mit dieser sterbenden Hand gesegnet, mein Vater." Auf einmal sank er vor seiner Mutter nieder, und rief schmerzlich: „o, segnen Sie mich auch, meine Mutter!" Eine Todenbläße verbreitete sich über das Gesicht der Kammerherrin; ihre Brust schlug hoch, ihr Gesicht bewegte sich schnell. In einem Kampfe mit sich selbst, legte sie die zitternde Hand auf Hennigs Stirn, schlang die Arme um ihn, und drückte ihn schluchzend eine Secunde lang an ihr Herz. Gewissensangst zerstörte die bessere Empfindung, die in ihr erwachte. Sie eilte aus dem Zimmer, und es war, als ob die Schrecken des Weltgerichtes ihr folgten. Jezt wußte sie nicht, ob sie Hennigen liebte oder haßte. Sie würde gerecht gegen ihn gewesen seyn, wenn sie geglaubet hätte, daß er mit keinem Gedanken an die Erbschaft dächte.

Hennig und der Major ritten wieder weg; und nach einigen Tagen erhielt der leztere einen Brief von der Wittwe, worin sie anfragte, ob Hennig und Emilie lieber ihre Ansprüche auf das väterliche Vermögen fahren laßen, oder bei der Eröffnung des Testamentes gegenwärtig seyn wollten. Der Major verlangte blos eine Abschrift des Testamentes. Die bekam er; und Hennig so wenig als Emilie thaten einen Schritt, ihre Rechte zu behaupten. Karl hatte nun also seinen Zweck erreicht, und war einziger Herr von dem großen Vermögen seines Vaters. Die Mutter hielt es selbst für rathsam, ihm ihr eignes Vermögen noch bei ihren Lebzeiten abzutreten.

Emilien schenkte sie dreitausend, und Hennigen tausend Thaler; alles Andere gab sie Karln, und behielt sich nur eine Leibrente von sechshundert Thalern jährlich vor. Sie erwartete Vorwürfe von Hennigen und Emilien; und Beide dankten ihr in zärtlichen Briefen für die Güte, sie doch nicht ganz zu vergeßen. „Mein Mann," schrieb Emilie, „dessen Sie, theure Mutter — o, wie konnten Sie bei so vieler Güte so hart seyn! — dessen Sie gar nicht erwähnen, betrachtet das Geschenk, das Sie mir gemacht haben, als ein Heiligthum. Er kann sich nicht entschließen, das Geld zu seinem Privatnutzen zu gebrauchen, und hat es dem adeligen Wittwen-Institut in der Residenz geschenkt. Es ist als eine Schenkung von Ihnen eingelegt; und er freuet sich, theure Mutter, das manche arme Wittwe noch in später Zeit Ihren Namen mit Segen und Freudenthränen nennen wird." Die Mutter ärgerte sich, daß man ihr Geld nicht brauchte, und freuete sich über die Anwendung, weil sie ihrer Eitelkeit schmeichelte. — Hennig antwortete seiner Mutter mit vieler Ehrfurcht und einem vollen kindlichen Herzen.

Karl und seine junge schöne Frau waren kaum Herren des ganzen Vermögens, so verwandelten sie Moorberg in einen herrlichen Landsitz. Ein geschmackvoller Park schloß das Wohnhaus ein. Der Graben, die gefährliche Zugbrücke, und das Schloßthor „mit den griechischen Jungfern" verschwanden. Die Flora und die vier Jahrszeiten wurden mit einigen

wirklich schönen Statuen vertauscht; man verschrieb Möbles aus Paris, legte eine Gallerie von schönen Gemälden an, und kaufte eins der schönsten Häuser in der Residenz. Die junge Frau von Halden wiederholte jezt ihr Leben in Dresden: Gesellschaften, Bälle und Feten wechselten ohne Unterlaß mit Spazierfahrten und kleinen Reisen ab. Karl schwamm in einem Meere von Herrlichkeit; denn er spielte in der Residenz eine glänzende Rolle. Der Fürst zeichnete ihn nicht weniger aus, als seine schöne Frau. Mit Vergnügen bemerkte aber Karl, in welcher ehrfurchtsvollen Entfernung diese den Fürsten hielt.

Der Fürst war wirklich von der Schönheit und dem Geiste der Frau von Halden bezaubert, und seine Neigung wuchs, so oft er sie sah. Er glaubte Anfangs, leichtes Spiel mit ihr zu haben, da sie seine Bewerbungen mit holder Freundlichkeit aufnahm; aber bald machte er die Bemerkung, daß sie ihn anzog, um ihn abzustoßen. Sie vermied alle Gelegenheiten, wo sie sehr schicklich mit ihm allein seyn konnte, hängte sich an die Fürstin, und war oft einen ganzen Tag hindurch nicht einen Augenblick von ihrer Seite zu bringen. Fand der Fürst auch einmal einen glücklichen Augenblick, wo er allein mit ihr sprechen konnte, so war sie ausgelaßen lustig, verdrehete seine Worte, und machte aus Ernst einen bloßen Scherz. Der Fürst hörte, daß sie ganze Unterredungen, die er mit ihr gehabt hatte, ihrem Manne wieder erzählte, und war so oft be-

sorgt, daß sie in seiner Gegenwart sagen würde: „Sr. Durchlaucht lieben mich.“

Genug, der Fürst konnte mit dieser seltsamen Frau, die ihn weder abwies, noch erhörte, nicht zurecht kommen. Er wurde ernst, einsylbig, verdrießlich, und zog sich zurück. Jezt lockte sie ihn mit aller ihrer Liebenswürdigkeit aufs neue; und als er sich wieder näherte, hatten Beide die Rollen gewechselt: sie war übler Laune, ernsthaft und einsylbig. Um nur einer Redoute des Fürsten, sonst ihrem Lieblingsvergnügen, aus dem Wege zu gehen, versagte sie sich zu einer langweiligen Spazierfahrt.

Der ganze Hof merkte, daß der Fürst die Frau von Halden liebte. Man bewarb sich schon um ihre Gunst, und einige niedrige Seelen drängten sich sogar an ihren Mann, um seinen künftigen Einfluß zu nützen. Die schöne Frau erzählte Abends mit lautem Gelächter ihrem Manne, was sie den Tag über beobachtet hatte; und er sagte mit Entzücken: „welch eine Frau hab ich!“

Endlich wendete sich der Fürst an Selenbergen, Anfangs in dunklen Ausdrücken, dann offen. Selenberg sagte, die Achseln zuckend: „Halden ist mein Freund!“ — „Und ich nicht?“ fragte der Fürst; „ich nicht?“ — Der Hofmann verbeugte sich ehrerbiethig, und sagte: „so lange der Herr von Halden seiner Frau alles geben kann, was zur Pracht, was

zum höchsten Luxus gehört, so lange ist sie unüberwindlich. Ich kenne sie!" —

„Weiter haben Sie mir nichts zu sagen?" „Nein, Ew. Durchlaucht, zu sagen weiter nichts. Allein mich dünkt, daraus ließe sich viel machen. Zu thun hätte ich denn doch noch allerlei; indeß ich rede nicht gern von Dingen, die mißglücken können."

Der Fürst umarmte Selenbergen; und dieser sagte lächelnd: „ein ungnädiger Blick von Ew. Durchlaucht wäre mir jezt lieber, als dieser öffentliche Beweis Ihrer Gnade. Man muß nicht sehen, daß Sie mich mit Ihrem Vertrauen beehren, weil Halden mir sonst das seinige entzieht.

Der Fürst merkte sich das. Nach einigen Tagen war Selenberg in erklärter Ungnade, und der Hof wendete ihm den Rücken zu. Karl allein blieb ihm treu. „Was ist die Ursache?" fragte er seinen Freund, und dieser erwiederte lachend: „du! Der Fürst gab mir den Auftrag, deine Frau ein wenig zahmer zu machen. Ich schlug dies ehrenvolle Geschäft aus, und natürlicher Weise mußte ich in Ungnade fallen." Karl dankte Selenbergen; und dieser gab ihm nun den Rath, sich doch nicht ganz auf seine Frau zu verlaßen. „Sie ist ein Weib," sagte er; „es schmeichelt ihr, wie jeder andern, von einem Fürsten geliebt zu werden. Du bist zwar ihr Vertrauter, Halden; aber sie sagt dir nur, was sie für gut findet.

Sie wird dir schwerlich gestehen, was ich bemerkt habe, daß ihr des Fürsten Bewerbungen doch recht wohl gefallen, daß sie, wenn er kalt wird, ihn mit Lächeln und feinen Blicken wieder anlockt. Noch einmal: sie ist ein Weib, und ihr Liebhaber ein Fürst. Wäre ich wie du, ich ginge mit ihr nach Moorberg. Man muß den Teufel nicht an die Wand malen!"

Karl fand das, was sein Freund sagte, sehr richtig, und drückte ihm die Hand. Aber nach Moorberg zu gehen, konnte er sich doch nicht entschließen. Selenberg wollte ihn auch gar nicht aus der Residenz treiben, sondern ihn nur eifersüchtig machen, und ihn zu Vorwürfen gegen seine Frau bringen, damit er so sein eigenes Spiel verdürbe. Das gelang indeß nicht. Karl hatte noch unbegränztes Zutrauen zu seiner Frau, doch eben so unbegränztes auch zu Selenbergen. Er konnte es oft nicht vermeiden, seine Frau mit dem Fürsten allein zu laßen; daher gab er seinem Freunde den Auftrag, Beide ein wenig zu beobachten. Selenberg versprach das; und nach einigen Tagen sagte er Karln mit einer Art von Besorgniß: „deine Frau hat zwar noch kein Verständniß mit dem Fürsten; aber dennoch fürchte ich, daß sie fallen kann." — Er erzählte so viel bedeutende Kleinigkeiten, daß endlich ein Funke von Eifersucht in Haldens Seele fiel. Karl beobachtete nun seine Frau genauer, und fand, daß Selenberg Recht habe, ja noch mehr, daß sie in betrüge. Es gab zwi-

schen beiden Eheleuten einige bittere Scenen, in denen es aber zu keinen Erklärungen kam. Die junge Frau sagte empfindlich: „fahre nur so fort;“ „das wird dir meine Liebe erhalten!“

Selenberg brachte das Gift in Karls Seele immer mehr zum Gähren, empfahl ihm aber, ja verschwiegen zu seyn, weil seine Gemahlin sonst noch feiner und versteckter zu Werke gehen würde. Die junge schöne Frau, die keinen Hang zur Wollust, und nur Eitelkeit hatte, fand in der That nicht viel Geschmack an den Bewerbungen des Fürsten; und Karl durfte noch gar nicht besorgt seyn. Seine Eifersucht wurde aber durch Selenbergs Bemühungen immer größer; er drohete seiner Frau, sie nach Moorberg zu bringen und nie wieder mit ihr nach der Residenz zu gehen. In dem Bewußtseyn ihrer Unschuld, lachte sie ihm laut ins Gesicht, und scherzte über seinen Verdacht. Es gelang ihr jedesmal, ihn wieder zu beruhigen, so wie es Selenbergen jedesmal gelang, seine Eifersucht wieder zu entflammen. Karl wurde endlich sehr mürrisch. Er zwang seine Frau sogar, von Particen wegzubleiben, die sie selbst veranstaltet, und bei denen sie sich Vergnügen versprochen hatte.

Bei einer solchen Gelegenheit kam es zwischen beiden Eheleuten zu einem Wortwechsel, der dadurch noch bitterer wurde, daß die schöne Frau sich nur schlecht vertheidigte. Sie nahm

endlich ihre Zuflucht zu den Waffen ihres Geschlechtes: zu Thränen. Karl, der sie wirklich liebte, sank an ihre Brust, und bath so zärtlich, ihm das einzige Glück seines Lebens, ihre Treue, nicht zu rauben, daß sie ihn in die Arme schloß, und ihm sagte: „Halden, ich habe die Treue, die ich dir schuldig bin, noch nicht mit einem Gedanken verletzt. Aber ich bitte, keine solche Scene mehr, wenn du mich nicht dazu reizen willst! Laß uns, fuhr sie freimüthig fort, und setzte sich auf seinen Schooß — „laß uns dieses Kapitel ein für allemal abthun."

Nun kam es zu Erklärungen über das Entstehen seiner Eifersucht. Karl nannte, trotz dem Verbothe seines Freundes, den Namen Selenberg. — „Selenberg?" sagte die Frau erstaunt; „Selenberg?" der hat deine Eifersucht in Bewegung gebracht?" Und nun brach sie in ein lautes Gelächter aus. Endlich sagte sie: „unerhört! erstaunlich komisch! Der Selenberg ist doch ein feiner Spitzbube! Dich hetzt er auf, und mich dazu! O, lieber Mann, den wollen wir in seinem eigenen Netze fangen!"

Karl erstaunte über die Ausrufungen seiner Frau, und sie erzählte ihm nun, daß Selenberg sich an sie gedrängt, und sie wegen ihres eifersüchtigen Mannes beklagt habe. „Offenherzig gestanden," fuhr sie fort, „ich hörte ihn an, und machte ihn zum Vertrauten meiner Leiden. Nun sprach er

den Fürsten, und verschaffte ihm auch hundert Gelegenheiten, mich allein zu sehen. Wahrhaftig, lieber Mann, wenn diese Stunde ihm nicht einen Strich durch die Rechnung machte — ich glaube, es wäre dem pfiffigen Kopfe gelungen, uns völlig zu entzweien und mich eben durch das dem Fürsten näher zu bringen." — Karl erstaunte, und wollte ihr nicht glauben. Sie holte aber ein Paar Billets von Selenbergen, die seine Absicht so ziemlich deutlich bewiesen. Als Karl noch immer zweifelte, zog sie ein Billet hervor, worin der Fürst Selenbergen aufforderte, ihm nur einen freundlichen Blick von der schönen Halden zu verschaffen. Dieses Billet zeigte Selenberg der jungen Frau, als sie gerade über ihren Mann mißvergnügt war; und sie hatte es ihm weggerißen. Nun war Karl überzeugt von Selenbergs Verrätherei, die er freilich nicht so erstaunlich komisch finden konnte, wie seine Frau. Er söhnte sich gänzlich mit ihr aus, und nahm sich in der Stille vor, den boshaften Menschen zu bestrafen.

Am folgenden Morgen ging er mit zwei Bekannten zu Selenbergen, und sagte: „Herr Präsident, ich erkläre Sie in Gegenwart dieser Herren für einen schlechten Menschen, für einen Schurken." Selenberg wollte sich auf Erörterungen einlaßen. Aber da Karl ihn nicht anhörte, so mußte er sich endlich entschließen, Genugthuung zu fordern. Sie gingen in ein dickes Bosket hinter Selenbergs Hause. Mit den Worten: „höllischer Schurke!" rannte Karl ihm den Degen

durch die rechte Schulter, daß er am Halse wieder heraus kam. Selenberg wurde in das Haus gebracht. Man fand seine Wunde nicht tödtlich; aber verdorbene Säfte hinderten die Heilung, und es kamen immer neue schlimme Zufälle, so daß er nicht von seinem Bette aufstehen konnte. Jezt fand Selenberg sich schrecklich allein mit seinem Arzte, seinem Gewissen und dem langsam herannahenden Tode. Er sprach einmal in einer sehr unruhigen Stunde von seiner Frau und seinem Kinde. Der Arzt bath, ohne ihn erst um Erlaubniß zu fragen, seine Gemahlin, daß sie ihn besuchen möchte. Sie kam mit ihrer Tochter von dem Gute, auf dem sie seit einiger Zeit auch Julien bei sich hatte, und trat in das Krankenzimmer, als eben eine schmerzliche Operation an ihrem Manne vorgenommen war. Das Mitleiden in ihrem Gesicht und die Aengstlichkeit seiner Tochter rührten ihn, und er both seiner Gattin die Hand. Sie bekümmerte sich nun um seine Pflege, und er merkte bald, daß er von ihr besser behandelt wurde, als von den Domestiken.

Er gewöhnte sich daran, seine Frau und seine Tochter um sich zu sehen. Ihre Sorge für ihn, ihre Theilnahme an seinen Leiden, und die Liebkosungen seiner Tochter erregten seine Dankbarkeit, sein Wohlwollen. Anfangs war ihre Gesellschaft ihm nur angenehm, bald aber nothwendig. Sein Wohlwollen ging in Liebe und Zutrauen über, und einen Schritt weit von seinem Grabe empfand er zum ersten Male,

daß es noch andre und schönere Freuden gibt, als die Wollust. Er starb in den Armen seiner Gattin, und sein letztes Wort war: „Dorchen, was muß ich verlieren! Ach, erst nahe am Tode lern' ich, was Glück und Liebe ist!“ Seine Tochter erbte das ganze Vermögen, einige ansehnliche Legate ausgenommen, die er den unglücklichen Opfern seiner Verführung ausgesetzt hatte.

Die Veranlaßung zu Selenbergs Tode war ein Geheimniß geblieben, Karl ging wieder nach der Residenz, aber nicht um glücklich zu seyn. Er wurde aufs neue eifersüchtig, da der Fürst nicht aufhörte, sich um seine Frau zu bewerben. So viele Mühe es ihn auch kostete, den Hof zu verlaßen, so entschloß er sich dennoch dazu. Das Leben in der Residenz, und die neuen Einrichtungen hatten große Summen gekostet. Daher sah die Mutter es recht gern, daß ihr Sohn wieder nach Moorberg kam, wo man sich doch eher einschränken konnte. Freilich war die Hoffnung gescheitert, daß Karl Graf oder Minister werden sollte, und er hatte vor Hennigen weiter nichts voraus, als die Gunst des Fürsten, die obendrein nicht länger sehr ehrenvoll war. Indeß freute sie sich doch, daß sie ihren Liebling wieder bei sich haben sollte: denn schon seit einiger Zeit hatte sie Karln das Opfer gebracht, das er verlangte, und Moorberg bewirthschaftet. Sie wollte ihr altes, jezt wieder hervorgesuchtes ökonomisches System auch nach der Rückkehr ihres Sohnes fortsetzen. Die junge Frau war

aber sehr unzufrieden damit, und machte sich sogar ein Vergnügen daraus, die Absichten ihrer Schwiegermutter zu zerstören. Es kam zwischen beiden Frauen zu gegenseitigen Sticheleien, die von Zeit zu Zeit bitterer wurden. Die Mutter, die sehr wohl wußte, welche große Opfer sie dem Glücke ihres Sohnes gebracht hatte, fing an zu befehlen, zu schelten.

Es kam endlich zu einem förmlichen Zanke, wobei die Schwiegertochter sehr freimüthig sagte: „ich bin hier Frau im Hause, und Sie Madame, bekommen von uns eine Pension. Vergessen Sie das nicht!“ — „Höre Karl, schrie die Mutter in großer Erbitterung, „was deine Frau mir sagt! Pension! Nein, so ist es nicht gemeint! So lange ich lebe, bin ich Herr im Hause. Nach meinem Tode mögen Sie so lange verschwenden, bis Sie meinen Sohn so arm gemacht haben, wie Sie selbst waren, Frau Tochter!“

„Lieber Mann, wirst du es leiden, daß mich deine Mutter mißhandelt?“ sagte nun die Frau glühend roth im Gesichte. Karl stand verlegen da; er wollte Beide beruhigen, und machte den Zank noch heftiger. Die Kammerherrin ging im stärksten Zorne auf ihr Zimmer und ließ ihren Sohn zu sich rufen. Er kam, und erklärte ihr, zwar in sehr schonenden Ausdrücken, aber doch sehr bestimmt: seine Frau sei Herr im Hause: das könne er nun einmal nicht ändern. Die Mutter erstarrte, und schwieg eine Weile; bald aber tobte sie wie ein Ungewitter. Es kam zu harten Worten, und Karl sagte

zuletzt im Weggehen: „ich bin Herr im Hause, und mit mir ist es meine Frau.“

Die Mutter machte noch einige Versuche, ihr Ansehen wieder herzustellen; allein sie schlugen zu ihrer vollkommenen Demüthigung aus. Jezt wollte sie die Herrschaft, wie bei ihrem Manne, ertrotzen und ermaulen. Sie blieb auf ihrem Zimmer, ließ sich das Essen dahin bringen, und that ihrer Schwiegertochter tausend kleine Kränkungen an. Der Erfolg war aber, daß Karl, der seine Frau liebte, als Herr mit seiner Mutter sprach, und ihr sagte: „wenn das nicht aufhört, so werde ich Mittel finden, meine Frau von Ihnen zu befreien, da Sie alles Mögliche thun, sich ihr verhaßt zu machen.“

Der unglücklichen Mutter stürzten heiße Thränen aus den Augen. „Karl!“ sagte sie mit brechender Stimme: „ich bitte dich! . . Nein!“ schrie sie wüthend: „ich will nicht bitten, wo ich befehlen kann! Geh mir aus den Augen, du undankbarer Bösewicht!“

Nun war der offenbare Krieg erklärt. Die Kammerherrin that ihrer Schwiegertochter alles zum Possen, und diese machte es nicht besser. Karl jagte die Domestiken seiner Mutter aus dem Hause, und sie mußte sich nun von den Leuten seiner Frau bedienen laßen. Die junge Frau spottete über die Mutter; und die Domestiken befolgten ihr Beispiel. Karl schwieg dazu, so wie zu den Verschwendungen seiner Frau; die kein Ende nahmen.

Unter allerlei Vorwande verkümmerte man der Mutter sogar die Pension, die sie bekommen sollte. So viele Mißhandlungen brachen endlich ihren Stolz. Es war niemand mehr im Hause, der nur Lust gehabt hätte, ihre Klagen anzuhören, den alten Bedienten des Kammerherrn ausgenommen, den sie ehemals haßte, und der sich ihrer jezt, so viel er konnte, annahm. Aber auch ihn jagte die junge Frau zuletzt weg. Er ging nach Sollingen, und bath den Major, ihn um seines seligen Bruders willen tod zu füttern.

„Weggejagt haben sie dich, Alter?“ fragte der Major, und die Thränen kamen ihm in die Augen. „Der undankbare Bube! Aber komm! Du sollst hier keine Noth leiden!“ Der alte Johann erzählte nun von der Wirthschaft in Moorberg, und von dem Elende der Frau Kammerherrin.

Die Familien aus Ransleben und Rhensen waren gerade bei dem Major zum Besuche. „O, unsere arme Mutter!“ sagte Hennig, und fiel seiner weinenden Schwester um den Hals. „Der Bastard!“ rief der Major; „wie! meines Bruders Wittwe? Das Wetter soll ihn, den Rabensohn! . . . Den Staatswagen angespannt!“ rief er donnernd zum Fenster hinaus. „Die vier Füchse, und die Staatslivree! Bleibt ihr hier, Kinderchen! Ich will eure Mutter holen. Noth soll sie nicht leiden!“ Emilie und Hennig küßten ihm die Hände, und er fuhr ab.

Als er in Moorberg ankam, polterte er die Treppe hin-

auf, und rief Karln, dem er oben begegnete, ernsthaft und donnernd zu: „wo ist deine Mutter?“ Karl zeigte ihm höflich das Zimmer: und der Major trat hinein. Die Kammerherrin stand eben vor dem Spiegel, und suchte mit Mühe ihr Haar ein wenig in Ordnung zu bringen. — Der Anblick des Majors erinnerte sie gewaltsam an ihr Elend. Sie ließ alles fallen, was sie in den Händen hatte, und fing bitterlich an zu weinen. „Ach, Herr Bruder,“ sagte sie; „denken Sie denn noch an mich arme, verlaßene Wittwe?“ — Der Major küßte ihr mit einer tiefen Verbeugung die Hand, was er sonst niemals gethan hatte, und sagte: „Herzens-Frau Schwester, ich höre, Sie werden hier nicht so behandelt, wie es recht ist; und da denk' ich, Sie sollen bei uns besser aufgehoben seyn, wo jedermann Sie lieb haben wird. Ich habe meinen Staatswagen mitgebracht. Ohne Umstände, Frau Schwester, machen Sie, daß Sie fertig werden. Sie sollen mit mir fahren und glücklich seyn. Es ist auch Besuch bei mir in Sollingen.“

Heißere Thränen hat wohl nie ein Mensch geweint, als jezt die beschämte Mutter. „Ach,“ sagte sie schmerzlich: „kann ich, darf ich meinen Kindern unter die Augen treten?“

„Sie dürfen, Herzens-Frau Schwester, Sie dürfen! Das Kind hole der leidige Teufel, das seine Mutter anders als mit offnen Armen empfangen wollte! Ich soll auch ein schönes Kompliment bestellen von Emilien und Hennigen, von meiner Frau und Tochter, von Hennigs Frau, und, wenn

Sie's nicht übel nehmen wollen, auch von Seibolden, der, das können Sie mir glauben, noch einmal der vornehmste Mann unter uns Allen wird, wenn er sonst will. Nun, lassen Sie sich geschwind ankleiden. Wo ist die Klingel? Ihre Jungfer soll kommen!" — Ich habe keine Klingel und keine Jungfer mehr.

„Herr Gott, welch ein Rabensohn! Freilich kann man wohl auch ohne Jungfer leben: aber heute! den Teufel auch!" Er öffnete die Thür, und schrie hinaus: „holla! he! holla!! . . . Eine Kammerjungfer soll sich hier zur gnädigen Frau her scheren!" rief er einem Bedienten zu, der ihn anstaunte. — „Und was soll die Jungfer da?" fragte der Bediente nachläßig. — „Frisiren." — „Ei, das mag sie selbst thun!" erwiederte der Bediente, und wollte fort. Aber er hatte, ehe er es sich versah, ein halbes Dutzend Hiebe mit dem flachen Säbel. „Wart, ich will dir Respekt beibringen für die Frau vom Hause." Der Bediente flog schreiend in das Domestiken-Zimmer. Hier faßte der Major eine Jungfer beim Arm, zog sie zu seiner Schwägerin hin, und befahl ihr, die gnädige Frau zu frisiren und anzukleiden. Das Mädchen sah ihn erstaunt an; sie frisirte aber ohne Widerrede, weil das Beispiel des Bedienten sie schreckte.

Die junge Frau wollte, als sie von diesen Auftritten Nachricht bekam, durchaus gegen den Major losbrechen; ihr Mann sagte aber bittend: „du kennst diesen groben Menschen

noch nicht: Gib dich ja nicht mit ihm ab!" — „Ich laße ihn zum Hause hinaus werfen!" — „Das geht nicht! Er würde uns Alle in Stücken hauen."

Endlich war die Mutter gekleidet. Der Major both ihr seinen Arm, und fragte: „wo ist das Zimmer ihrer Schwiegertochter?" Karl und seine Frau standen auf, als der Major herein trat, und mit seiner starken Stimme sagte: „deine Mutter hat dich zu sehr geliebt, und Gott straft das so arg! Junge, was wird er dir nicht thun, da du deine Mutter hassest!" Karl erröthete; die junge Frau aber schlug ein lautes Gelächter auf. — „Frau Gänschen, lachen Sie, wenn Sie selbst den Schnabel aufthun; aber nicht über einen Mann, der mit Ehren sein Haupt hat grau werden laßen! Ihr treibt hier eine Wirthschaft, die kein gutes Ende nehmen kann; das werdet ihr sehen. Aber Gott soll mich behüten, dann zu lachen. Nein, ich werde euch bedauern, ob ihr gleich euer Schicksal verdient habt."

Er half seiner Schwägerin, die ein Päckchen Papiere in der Hand hielt, in den Wagen, nahm ihr Zeug, das ein Bedienter trug, hinein, und fuhr nun mit ihr nach Sollingen. Unterwegs wurde ihr Auge nicht trocken. Er ließ in der Allee halten, stieg aus, und führte seine Schwägerin durch den Garten, weil er fürchtete, daß Hennig und Emilie der Mutter auf dem Hofe entgegen kommen, und daß die Scene Aufsehen erregen könnte. Zitternd wie eine Verbrecherin, ging

die thörichte, jezt so hart bestrafte Mutter dem schwersten Augenblick ihres Lebens entgegen. Der Major führte sie leise die Treppe hinauf, und öffnete die Thür.

Kaum erblickten Emilie und Hennig das blaße, kummervolle Gesicht ihrer Mutter, die mit niedergeschlagenen Augen da stand, so sanken sie Beide ihr zu Füßen, ergriffen ihre Hände, und bedeckten sie mit heißen Küssen. „O theure, geliebte, ehrwürdige Mutter!" sagten sie Beide unter Schluchzen. Die Kammerherrin schwankte; in ihrem Herzen wechselten die Qualen der Hölle mit den Freuden des Himmels. Endlich sank sie zu Boden, und mit den Worten: „o meine Kinder!" in Beider fröhlich zitternde Arme.

Sie wollte sich selbst anklagen; aber der Major machte, um sie zu schonen, dem Auftritt ein Ende, und führte ihr Seiboldden zu. Sie umarmte ihn, und nannte ihn, obgleich ein wenig kalt, Herr Sohn! Nun entdeckte sie, weil sie Rache an Karln haben wollte, daß sie das Testament ihres Mannes unterschlagen hätte, und brachte es zum Vorschein. Der Major fragte: „möchtest du klagen, Hennig? oder du, Emilie?" Beide antworteten: „Nein;" und der Major warf das Testament in den Kamin. Die Kammerherrin wunderte sich, daß man so wenig aufgebracht über Karln war. „Liebe Frau Schwester," sagte der Major nachher zu ihr, „Sie haben Hennigen gehaßt; und was hatten Sie davon? Nichts als Verdruß. Sehen Sie, wir sind glücklich, weil wir Nie-

manden haßen. Auch Sie sollen mit Gottes Hülfe noch glücklich werden. Aber die Mittel dazu sind Liebe, Güte, Vergebung!"

Die Mutter erstaunte über diese Menschen. Freilich konnte sie nie ganz zu ihnen paßen; aber doch lebte sie bei Hennigen, der sie dem Major nicht laßen wollte, sehr zufrieden. Sie fühlte wenigstens, welch ein Glück es ist, tugendhaft seyn, wenn sie selbst es auch nie ganz wurde. Um ihr Vergnügen zu machen, versprach ihr Hennig, seinem Sohne eine solche Erziehung zu geben, daß er einmal ein Graf werden könnte. — „Zu einem Kaiser, Frau Schwester," sagte der Major, „zu einem Erzengel, wenn's seyn kann, muß jeder Mensch erzogen werden." — „O, wenn nur ein Halden erst Graf ist," erwiederte sie, „so bin ich schon zufrieden."

Karl lebte, weil seine Frau es verlangte, auf einen glänzenden Fuße, und verschwendete große Summen, so daß seine Vermögens-Umstände in Unordnung gerathen mußten. Aus falscher Scham wollte er sich nicht einschränken, und suchte jezt, in Vertrauen auf die Tugend seiner Frau, ein Hofamt. Dies erhielt er auch sogleich, da seine Frau noch immer sehr reizend war, und des Fürsten Neigung zu ihr sich nicht vermindert hatte. Sie verschwendete fort; und so lange Karl ihren Hang dazu befriedigen konnte, blieb sie ihm treu. Als er aber endlich ihr Einhalt thun mußte, nahm sie Geschenke von dem Fürsten an; und die Folge war die gewöhnliche.

Karl tobte, als er die Entdeckung machte. Er wurde zum zweiten Male vom Hofe verwiesen, und ging nach Moorberg. Seine Frau, die in der Residenz zurückblieb, klagte auf die Scheidung, hatte sie in Kurzem bewirkt, und wurde nun erklärte Maitreße des Fürsten.

Karls Güter waren verschuldet, und seine Ruhe vergiftet. Aus Noth heirathete er eine sehr reiche Kaufmannswittwe, ohne deshalb zufriedener zu werden. Er suchte das Glück im Gelde, am Hofe, in der Schwelgerei, endlich auch im Geize, und niemals da, wo allein er es finden konnte. — Mit quälendem Neide sah er das Glück, das seinen Geschwistern aus Liebe, Freundschaft, Vertrauen, Tugend, und selbst aus kleinen häuslichen Leiden, immer erneuert entgegen blühte.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Die Familie von Halden

Bd.: 2,2

München [u.a.] (1828)

P.o.germ. 119-7/9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10105632-6